L.g.
o.d.
584 b
10

Prosaische Versuche

von

Gottlieb Conrad Pfeffel,

der Königlich Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober- und Nieder-Rheins Mitgliede.

Zehnter Theil.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Inhalt.

Seite

Die Entführung. 1

Therese. Eine Hirtengeschichte. . . 74

Eduard und Wilhelmine. Eine wahre Anekdote. 101

Mariechen. Eine wahre Anekdote. . . 128

Kunigunde von Hungerstein. . . . 134

Victorine. Eine savoysche Novelle. . 143

Die Räuberhöhle. Ein Fragment. . . 183

Die Entführung.

Elise von Landeck war die Wittwe eines kaiserlichen Obersten, der im Revolutionskriege das Leben verlor. Sie lebte unweit einer herzoglichen Residenz auf ihrem Gute Blumenthal mit einer einzigen Tochter, deren Erziehung sie ihr ganzes Daseyn widmete. Sie behandelte sie mehr wie eine ältere Schwester die jüngere behandelt, und wer sie nicht kannte, würde sie auch eher für Schwestern, als für Mutter und Tochter gehalten haben. So frisch, so jugendlich sah Elise noch in ihrem drei und dreißigsten Jahre, so hochblühend, so vollendet Auguste in ihrem sechzehnten aus.

Seit dem Tode ihres Gatten hatte Elise die Residenz nicht besucht. Sie bedurfte keiner fremden Hülfe, um ihrer Tochter eine gesunde Moral, und alle die nützlichen und angenehmen Kenntnisse beizubringen, die sie ehedem selbst in einer prunklosen, aber darum nicht weniger vortreflichen, Erziehungs-Anstalt empfangen hatte.

Einige adeliche Familien, die des Sommers ihre benachbarten Güter bewohnten, und bei ihrer Ankunft Elisen jedesmal besuchten, zogen sie dann mit ihrer Tochter von Zeit zu Zeit in ihren kleinen Zirkel, aus dem sie aber stets mit Vergnügen in die Einsamkeit zurückkehrte. Auguste gewann dabei so viel, daß sie nach und nach jene scheue Blödigkeit ablegte, die bei einer reinen, jugendlichen Seele die unvermeidliche Folge einer klösterlichen Lebensart ist.

Bei diesen Besuchen wurde sie bisweilen aufgefodert, sich auf dem Piano hören zu lassen. Ein Wink ihrer Mutter mußte die Aufforderung bestätigen, und so oft dieses geschah, erntete sie, durch die geschmackvolle Reinheit ihres Spieles, den Beifall der Gesellschaft. Auch hierin, wie in der Blumenmahlerei, war ihre Mutter ihre Lehrerinn gewesen. So wenig aber Elise gegen diesen Beifall gleichgültig war, so wenig verhehlte sie sich die Wahrheit der Bemerkung, die ihr bisweilen gemacht wurde, daß ihrer Schülerinn noch einige Monate Unterricht von einem ausgezeichneten Meister fehlten, um ihr musikalisches Talent völlig auszubilden.

Doch dieser Beweggrund würde Elisen nie vermocht haben, ihren ländlichen Aufenthalt zu verlassen, wenn nicht eine Erbschaft von einigen Tausend Thalern, die eine Schwester des Obersten

aus den adelichen Familien ihrer Nachbarschaft, und den beiden Anverwandten, mit denen sie das Erbe der Tante zu theilen hatte. Unter diesen fand sie bald eine Freundinn in der Frau von Milden, die, wie sie, Wittwe, aber einige Jahre älter, und Mutter eines Sohnes war, der als Fähndrich bei der herzoglichen Garde diente, und einer Tochter, die, wie Auguste, in der ersten Blüthe des jungfräulichen Alters stand.

Dieses Haus war das einzige, das sie mit Vergnügen besuchte. Eben die Sympathie, welche die Mütter vereinigte, stimmte auch die Herzen der Töchter, nach wenig Wochen, in den sanftesten Accord der Schwesterliebe. Auguste nahm ihre Musiklectionen gemeinschaftlich mit Emilien, bei der ihre vorzügliche Stärke eben so wenig Eifersucht erregte, als Auguste sie, wegen Ueberlegenheit in Führung des Pinsels, beneidete. Oft wohnten die beiden Mütter den Uebungen ihrer Töchter bei, und der Fähndrich begleitete zuweilen ihr Spiel mit seiner Violine.

Theodor war ein unverdorbener, edler Jüngling; er verdankte es den Lehren und dem Beispiele seines vor zwei Jahren verstorbenen Vaters, daß die Sirenenstimme der Verführung, die Stimme der Tugend noch nie in seinem Herzen übertäubt hatte. Seine jungen Kameraden nannten

Augusten hinterließ, sie genöthigt hätte, dieses Geschäft in der Residenz zu betreiben, wo ihre Miterben wohnten. Sie entschloß sich also, den eben eingetretenen Winter dort zuzubringen, und diesen Umstand zu benutzen, um den Unterricht ihrer Tochter durch würdige Lehrer vollenden zu lassen.

Sie übergab ihr Landhaus der Hut des biedern Ehrhards, ihres Gärtners, und seiner verständigen Hausfrau, die mit einem alten, schwerhörigen Reutknechte des Obersten, einer Köchinn und einer Zofe, ihr ganzes Hofpersonale ausmachten. Röschen, die Zofe, mußte die Reisenden begleiten; sie war eine arme Waise, die Elise als Kind aufgenommen hatte; ein gutes, aber einfältiges Mädchen, das in seinem zwölften Jahre von der kleinen Auguste als eine Gespielinn, und im 18ten von der erwachsenen Auguste, als eine Freundinn behandelt wurde.

Die Residenz war nur fünf Meilen von Blumenthal entfernt. Elise legte mit ihren Gefährtinnen die kleine Reise glücklich zurück, und bezog eine stille, bescheidene Wohnung, wo sie beinahe eben so eingezogen lebte, als auf dem Lande. Auguste zeigte so vielen Eifer, ihre Zeit wohl zu benutzen, daß ihre Mutter sie oft nöthigen mußte, ihr in die Gesellschaft zu folgen, die sie aus Wohlstand besuchen mußten. Sie bestunden vornemlich

ihn oft spottweis den Bruder Cato. Aber die Achtung seiner weisern Obern entschädigte ihn für diesen Spott. Selbst der Prinz Adolph, sein Oberster, dessen Sitten nichts weniger als rein waren, schätzte ihn wegen seiner Pünktlichkeit im Dienste, und liebte ihn wegen seiner einnehmenden Gestalt. Schon mehrmals hatte er der Mutter versprochen, für seinen kleinen Philosophen zu sorgen, und ihn einstweilen zu seinem Kammerjunker gemacht. Auch an dieser schlüpfrigen Stelle blieb Theodor seinen Grundsätzen getreu; er schien die Ausschweifungen des Prinzen nicht zu bemerken, und selbst in seinen vertrautesten Unterredungen mit seiner Mutter berührte er diese Saite nie. Ein Rest von Ehrgefühl, vielleicht die unwillkührliche Achtung, die sich die Unschuld bei nicht ganz verworfenen Menschen, und das war Adolph nicht, ohne es zu wissen, verschafft, hielt ihn sogar ab, sich in Theodors Gegenwart gegen die Gefährten seiner Wollüste mit seiner gewöhnlichen Freiheit heraus zu lassen. Der Frau von Milden waren die Flecken, die den Charakter des Prinzen entstellten, nicht unbekannt. Sie war auch nicht ganz ohne Sorgen für ihren Sohn, und ergriff daher jeden ungezwungenen Anlaß, um ihn gegen die Lockungen böser Beispiele zu waffnen. Allein ihre Unruhe verschwand, sobald sie bei diesen warnenden Unterredungen einen Blick in sein heiteres Auge,

und auf die offene Stirn warf, die kein innerer Vorwurf röthete.

Theodor war nur gegen die Reize des Lasters fühllos. Auguste, die er seit zwei Monaten beinahe täglich sah, und an der er, so oft er sie sah, eine neue Tugend, oder eine neue Schönheit entdeckte, konnte seinem Herzen nicht lange fremd bleiben. Er liebte sie, ehe ers wußte, und seine Mutter wußte es vor ihm. Mit stiller Freude beobachtete sie das Aufkeimen einer Neigung, die so ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte, und sie erwartete nur sein Geständniß, um Elisen ihren Plan zu offenbaren.

Auguste, das heitere unbefangene Mädchen, fühlte ebenfalls, seit einiger Zeit, daß etwas mit ihr vorging, das sie sich nicht zu erklären wußte. Sie verlor sich oft in dunkeln Gedanken und Gefühlen, aus denen sie, wie aus einem Traume, erwachte, ohne sich dessen besinnen zu können, was sie geträumt hatte. Wenn Theodor ins Zimmer trat, fühlte sie, daß ihr Herz klopfte, und daß ihre Wangen glühten, und wenn er nicht zur gewöhnlichen Stunde erschien, wünschte sie gleichwohl seine Ankunft mit einer Ungeduld, die sie nur mit Mühe verbergen konnte. Ihre Mutter war nicht weniger scharfsichtig, als die Frau von Milden, da sie aber die Gesinnungen ihrer Freundinn noch nicht kannte, so verdoppelte sie

ihre Wachsamkeit, und vermied es, mit einer ungezwungenen Sorgfalt, in den Stunden, da der Fähndrich nach Hause zu kommen pflegte, Augusten aus dem Gesichte zu lassen.

Sophie, so hieß die Frau von Milden, bemerkte ihre Unruhe, und beschloß, ihr ein Ende zu machen. Das erstemal, da die beiden Mütter allein beisammen waren, sagte sie zu ihrer Freundinn: Theodor und Auguste kommen sich immer näher; haben Sie Ursach, ihre Liebe zu hindern? ich habe keine. Elise warf sich ihr in die Arme. Lange redeten nur ihre Freudenthränen. Sophie hatte ihr die Aussicht in ein Paradies aufgeschlossen, darin sich ihre Seele verlor. Seit der Geburtsstunde meines Kindes, sagte sie endlich, war ich nicht so glücklich, als ich es in diesem Augenblicke bin, glücklicher, unendlich glücklicher, als ich es hoffen durfte. Sie durften alles für Ihre Auguste hoffen, erwiederte Sophie. Ein weit glänzenderes Glück, als ich Ihnen anbiete, aber kein reineres, konnte ihr zu Theil werden, dafür kann ich Ihnen bürgen. Ich kenne das Herz meines Sohnes.

Nur langsam erholte Elise sich aus ihrer süßen Betäubung, und als die Unterredung ruhiger ward, kamen Beide überein, ihre Kinder sich selbst zu überlassen, und sie blos in der Stille zu beobachten. Diese Beobachtung gab ihnen einen

Genuß, dessen ein zärtliches Mutterherz allein fähig ist. Sie sahen den himmlischen Eros, nicht jenen schelmischen Irrwisch, der sich nur allzu oft seine Gestalt anzaubert, sie sahen ihn die beiden Liebenden umschweben, und sie mit einer Blumenkette immer fester und fester umschlingen. Sie lasen in ihren feuchten Augen das Bekenntniß ihrer Gefühle, das Theodor noch nicht auszusprechen wagte, und für das Auguste noch keine Worte gefunden hatte. Ihrer Abrede getreu, schienen die Mütter nicht auf sie zu merken, und so hielten sie von ihren Kindern den Gedanken entfernt, sich vor ihnen zu verbergen.

Auguste und Emilie hatten eine neue Sonate zu vier Händen einstudiert, die sie mit bewundernswürdiger Fertigkeit spielten. Auf seine Schülerinnen stolz, drang ihr Lehrer unaufhörlich darauf, daß sie das Stück in einem Liebhaber-Conzert aufführen möchten, wovon Theodor Mitglied war, und das die beiden Fräulein, von ihren Müttern begleitet, schon einige Male besucht hatten. Dieses Mal sollte es besonders glänzend werden, weil eine fremde Sängerinn, die bei Hofe eine Anstellung suchte, sich darin wollte hören lassen. Die Mädchen machten zwar allerhand Einwendungen, allein ihre Mütter, die dem Lehrer seine gehoffte Freude nicht verderben wollten, vereinigten sich mit ihm, um sie zu widerlegen, und fan-

den um so weniger Ursache, die Bitte zu versagen, da es etwas ganz gewöhnliches war, daß junge Personen in dieser geschlossenen Gesellschaft ihre musikalischen Talente versuchten.

Nun wurde die Sonate mit größtem Eifer repetirt, und als der große Tag erschien, begaben die beiden Mütter sich mit ihren Töchtern, vom Fähndrich begleitet, in die Versammlung. Sie war zahlreich und auserlesen. Es wurden einige Conzerte aufgeführt, nach denen die Italiänerinn eine Arie sang, die mit dem lautesten Beifall, besonders vom Prinzen Adolph, aufgenommen wurde, der wirklich Kenner war, und das Conzert als Gast besucht hatte. Er war bereits mit einem Anschlage auf die nähere Bekanntschaft der hübschen Brünette beschäftigt, als die beiden Fräulein von Theodorn an das Piano geführt wurden. Es bedurfte nur eines Blicks, um seine ganze Aufmerksamkeit zu Augusten hinzureißen, deren bescheidener Anzug die Reize ihrer Gestalt, und die unschuldvolle Grazie ihres Anstandes noch erhöhte.

Die Sonate wurde gespielt. Die ersten Tacte verriethen einige Schüchternheit, die aber bald besiegt wurde. Die zwei Freundinnen übertrafen sich selbst, besonders Auguste, welche die Hauptparthie spielte. Sie wurden mit einer beinahe andächtigen Stille angehört, und, als das Stück

zu Ende war, mit einem enthusiastischen Beifallklatschen, das die Person der Spielerinnen eben so sehr, als ihr Spiel erregten, an ihre Plätze begleitet. Kaum hatte Theodor sie ihren Müttern übergeben, so trat der Prinz zu ihm, und fragte ihn, wer das junge Frauenzimmer sey, das mit seiner Schwester ein so glänzendes Talent dargelegt habe. Theodor, der ohnehin die Erscheinung des Prinzen nicht vermuthet hatte, antwortete mit einiger Verlegenheit: das Fräulein von Landeck, Ihro Durchlaucht! die mit ihrer Mutter sich seit einigen Wochen hier aufhält. — Woher kennen Sie sie?

Es sind unsere Verwandte.

Ey! so müssen Sie mich Ihnen präsentiren.

Bei diesen Worten nahm der Prinz Theodoren bei der Hand, und gieng mit ihm zu den Damen, denen er über die Liebenswürdigkeit und die Talente ihrer Töchter einige schöne Phrasen vorsagte, die ihm die Bahn zu den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen öffnen mußten, womit er diese überströmte.

Die guten Mädchen, besonders Auguste, die noch nie mit einem Großen der Erde gesprochen hatte, standen stillzitternd und schaamroth vor ihm. Er nöthigte sie, sich zu setzen, und richtete das Wort mehrentheils an Augusten, deren holde Schüchternheit ihr einen Reiz gab, der für den

Prinzen eine bezaubernde Neuheit hatte. Auch wenn er mit den Müttern sprach, warf er von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf das Fräulein, das zwischen Emilien und Elisen, wie die jüngste der Grazien unter ihren Schwestern, saß. So oft er sie anredete, überzog eine neue Röthe ihre Wangen, sie senkte ihre Blicke und der sanfte Lispel ihrer Antwort vermehrte ihre Reize.

Theodor stand auf Kohlen; die Schläge seines Herzens hemmten seinen Athem, besonders da der Prinz es der Frau von Landeck in den verbindlichsten Ausdrücken verwies, daß sie mit ihrer Tochter nicht bei Hofe erschienen sey. Meine Tochter, antwortete sie, ist auf dem Lande erzogen, und wird in wenig Wochen mit mir auf das Land zurückkehren. Die große Welt ist ihr fremd, und soll ihr fremd bleiben ....

Hier gab das Orchester das Signal zu einem neuen Stücke. Theodor taumelte an seinen Posten, und auch der Prinz kehrte an seinen Platz zurück; er war fürs erste zufrieden, die Bekanntschaft angeknüpft zu haben. Doch hingen seine Blicke beständig auf der schönen Gruppe, die er so ungern verlassen hatte, und diese Augenweide machte ihn so zerstreut, daß er die zweite Bravour-Arie der Sängerinn kaum zu hören schien, und blos mechanisch beklatschte.

Das Conzert ging zu Ende. Das Vergnügen, das Augustens Triumph ihrer Mutter verursacht hatte, wurde durch ein willkührliches Mißbehagen gestört, und sie warf sich nun die kleine Eitelkeit vor, die sie gehabt hatte, ihre Tochter den Augen des Publikums, oder vielmehr des Prinzen, blos zu stellen, dessen unverwandte Aufmerksamkeit ihr so wenig als Theodorn entgangen war. Des andern Tages hatte der Fähndrich den Dienst bei ihm; kaum erblickte ihn Adolph, so rief er ihm zu: wissen Sie wohl, mein lieber Milden, daß Sie eine allerliebste Base haben? Ich frage, ob Sie es wissen? Einem Philosophen, wie Sie, konnte diese Entdeckung leicht entwischen. Theodor glühte. Nun, nun, fuhr er fort, erröthen Sie doch eben so sehr, als gestern das Bäschen. Was soll ich daraus schließen? — Daß Ihro Durchlaucht mir zu viel Ehre erweisen, wenn Sie mich für einen Philosophen halten. Er war zu verwirrt, um zu fühlen, daß er etwas ganz anders sagte, als er sagen wollte. Ist's möglich, rief der Prinz lachend, ist Cato worden wie unser einer? Nun, nun, das wundert mich nicht. Ein schöneres Geschöpf kann kaum die Phantasie eines Romanschreibers erzeugen. Ich bin so sehr von Ihrem Geschmacke, daß ich leicht Ihr Nebenbuhler werden könnte. Theodor war auf der Folter; er würde wieder etwas schiefes gesagt ha-

den, wenn nicht ein General, der sich anmelden ließ, ihn aus dieser peinlichen Lage erlöst hätte.

Diese Unterredung hatte ihn für den ganzen Tag verstimmt. Er wußte, daß der Prinz der Mann war, der aus Scherz Ernst machen konnte. Er gab sich alle Mühe, seinen Mißmuth zu verbergen, allein, das konnte ihm weder bei seiner Mutter, noch bei Augusten gelingen. Indessen fragte ihn keine nach der Ursache seiner stillen Melancholie; seine Mutter hatte sie errathen, und Auguste hoffte, sie von Emilien zu erfahren. Sie erfuhr nichts, und Theodor glaubte sich betrogen zu haben, als der Prinz in der Folge des schönen Bäschens mit keinem Worte mehr erwähnte.

Theodor hatte sich nicht betrogen. Das Herz des Prinzen, das bei Augustens erstem Anblicke Feuer gefangen hatte, nährte seine Flamme mit einer kühnen, aber stillen Sehnsucht, die er besonders vor dem Fähndrich zu verbergen suchte. Er hatte in seinen Augen das Geständniß seiner Liebe gelesen, und verhehlte sich nicht, daß, wenn Augustens Herz nicht mehr frei seyn sollte, diese Eroberung ihm sehr schwer werden, und eine ganz andere Tactik, als diejenige erfordern würde, deren er sich bisher mit so gutem Erfolge bedient hatte. Er erwartete alles von der Zeit und den Umständen, und suchte sich indessen in den Armen

der Donna Sylvia, so hieß die welsche Sängerinn, zu zerstreuen.

Diese Liebschaft, die nicht lange ein Geheimniß blieb, machte Theodoren vollends sicher, und bisweilen lächelte er über sich selbst, daß er sich durch einen Scherz des Prinzen hatte beunruhigen lassen. Sein Umgang mit Augusten wurde täglich inniger, und endlich gestunden sich Beide, in dem süßesten Moment ihres Daseyns, was ihre Herzen sich schon lange gesagt hatten. Keine Furcht trübte dieses Geständniß. Ihre Mütter waren ja Freundinnen, und das Glück ihrer Kinder war ihre einzige Sorge.

Am Abend dieses feierlichen Tages hatten sich die beiden Familien vereinigt, um ein neues Produkt der Vossischen Muse zu lesen *). Bei der Stelle:

Liebe war ihr Gespräch, unendliche Liebe, des Herzens
Seligstes Glück und höchster Triumph, harmonischer Einklang
Zweyer Seelen, die sich in jedem Gedanken berühren,
Jedem Flug der Empfindung und jeder leisesten Ahnung.

*) S. der heilige Bund der Liebe und Freundschaft. Gesang 7.

legte Theodor das Buch weg, nahm Augusten bei der Hand, und warf sich mit ihr den beiden Müttern, die neben einander auf einem Sopha saßen, zu Füßen. Wir lieben uns, theure Mütter! willigen Sie in unser Glück, und segnen Sie Ihre Kinder. So sprach der edle Jüngling, indeß Auguste die Hände der Mutter ergriff, und sie mit Wonnethränen benetzte.

Elise und Sophie waren nicht überrascht, aber tief gerührt. Gott segne euch, Kinder, sagten sie zu gleicher Zeit, indem sie ihnen ihre offenen Arme reichten. Eure Wünsche sind schon lange auch unsere Wünsche. Herz an Herz wurde nun auch der Schwesterbund der Mütter erneuert, und das Ende des Sommers zur Verbindung des jungen Paares festgesetzt. Bis dahin sollte sie aus triftigen Familien-Ursachen geheim gehalten werden.

Theodor wagte zwar einige Einwendungen gegen diesen Aufschub, zumal, da seine Geliebte nun bald mit ihrer Mutter auf das Land zurückkehren sollte. Sie werden mir einst für diese Entfernung danken, mein Sohn, antwortete Elise. Sie wird Ihnen einen neuen Genuß verschaffen, der nicht nur Ihrer Liebe, sondern Ihrer Tugend eine köstliche Nahrung geben wird. Zweimal in der Woche habt ihr Gelegenheit einander zu schreiben, euch eure Gedanken, eure Gefühle mitzu-

theilen, und wenn die Seelen vom Zauber der Sinne entfesselt sind, so sehen Sie sich in einem reinern Lichte, und der Bund, der sie vereinigt, wird täglich durch neue Bande der Verwandschaft befestigt. Die Freundschaft, ohne welche die Liebe bloß ein vergängliches Strohfeuer ist, bauet ihr einen ewigen Thron; und diese Freundschaft kann nur ein Werk der Zeit, nur das Resultat eines freien, unbefangenen Tausches unserer Gesinnungen, ja sogar einer ungeheuchelten Enthüllung unserer Fehler seyn. In der Entfernung werdet ihr gegen einander weniger zurückhaltend, und um so fähiger seyn, an eurer Veredlung zu arbeiten. So werdet ihr euch wechselseitig mit neuen Reizen und neuen Tugenden ausstatten, und so oft Theodor uns besucht, wird er Augusten seiner würdiger, und Auguste wird ihn ihrer würdiger finden. Ueber dieses war meine Tochter zu jung, als daß ich sie mit den Pflichten der neuen Laufbahn hätte bekannt machen sollen, die sie nun erwartet. Sie sind mannichfaltig und wichtig diese Pflichten, und das Herz meiner Auguste muß sie mit sich vor den Altar tragen, an dem sie die Erfüllung derselben geloben will.

Die Familie war noch im süßesten Gefühl ihres Glückes vereinigt, als sie eine Einladung zu einem Hofballe erhielt, der nach drei Tagen Statt haben sollte. Sie hätte kaum auf eine unange-

angenehmere Art in ihrer Freude gestört werden können. Die beiden Mütter sahen einander schweigend an, und ihre Kinder, besonders Theodor, suchten ihre Entschließung in ihren Augen zu lesen. Die Frau von Milden war die erste, die das Stillschweigen brach. Wir können die Einladung nicht ablehnen, sagte sie zu Elisen, zumal nach dem Vorwurfe, der Ihnen vom Prinzen im Conzert gemacht wurde. Er ist gewöhnlich der Anordner dieser Feste, an denen der Herzog wenig Geschmack findet.

Theodor schwieg noch immer; er hätte gern eine andere Meinung geäußert, wenn er seine Gründe hätte angeben dürfen. So wie er den Prinzen kannte, mußte er sogar fürchten, wenn die Frauenzimmer der Einladung nicht entsprächen, für den Ursächer dieser Unhöflichkeit gehalten zu werden, Emilie war die Einzige, die sich bei dem Ball zu amüsiren hoffte. Sie liebte den Tanz, und hatte keinen Liebhaber, bei dem sie alle Freuden der Welt vergessen konnte. Auguste hätte das für sie seltne Schauspiel gern mit angesehen, aber ohne eine Rolle dabei zu übernehmen, und ohne sich einen ganzen schönen Abend dadurch zu verderben. Indessen sollte ja Theodor sie begleiten. Dieser Gedanke erleichterte ihr das Opfer, und folgte ihr am großen Tage an die Toilette. Sie wollte ihrem Theodor gefallen,

vielleicht wollte sie auch seine Wahl im Voraus bei der Welt rechtfertigen. Einer sechzehnjährigen Braut wäre diese kleine Eitelkeit wohl zu verzeihen.

Die Gesellschaft war überaus glänzend, und schon sehr zahlreich, als die beiden Fräulein an der Seite ihrer Mütter in den empyräisch erleuchteten Saal traten. Kaum erblickte sie der Prinz Adolph, so kam er auf sie zu, und empfing sie mit besonderer Auszeichnung. Er führte sie an ihre Plätze, und erbot sich gegen Elisen, sie mit ihrer Tochter seinem Onkel, dem Herzoge, vorzustellen, der nach einer langwierigen Unpäßlichkeit heute zum erstenmale wieder öffentlich erschien. Der Fürst, der in seiner Jugend mit dem Herrn von Landeck unter Einem Regimente gedient hatte, empfing sie mit vieler Güte, und nachdem er sich einige Minuten mit der schönen Wittwe unterhalten hatte, entließ er sie mit dem Wunsche, ihr nützen zu können. In dem Munde des edlen Fürsten waren das keine leeren Worte.

Der Ball begann. Prinz Adolph eröffnete ihn mit der Prinzessinn, Tochter des Herzogs; und sobald er sich auch bei den ersten Damen des Hofes der Pflichten der Etikette entledigt hatte, forderte er Augusten zum Tanz auf. Sie reichte ihm zitternd die Hand, und alles, was er ihr Schönes und Aufmunterndes sagte, konnte sie

wohl schaamroth, aber nicht beherzter machen. Nach geendigtem Tanze setzte er sich neben sie, und knüpfte eine Unterredung an, die nicht geeignet war, ihre Verlegenheit zu vermindern. Er fragte nach dem Orte ihres Aufenthalts, nach ihren Beschäftigungen, nach ihren Zeitvertreiben. Natürlich mußte sie ihm die Musik nennen, und nun wiederholte er ihr all die Lobsprüche, die er ihr im Conzerte beigelegt hatte.

Der arme Theodor mußte sich in einer ehrerbietigen Entfernung halten, und freuete sich wenigstens eben so sehr, als seine Geliebte, da der Prinz aufstund, und Emilien die Hand zum Tanze bot. Die junge Städterinn folgte ihm mit liebenswürdiger Unbefangenheit, und tanzte besser, als ihre Freundinn. Dem ungeachtet kam er nie zu ihr zurück, als nachdem er zuvor mit Augusten getanzt hatte. Nach und nach verlor sich ihre Schüchternheit, und da der Prinz sie nie verließ, ohne sich mit ihr unterhalten zu haben, so fand er Gelegenheit, ihren hellen Verstand, und ihren gebildeten Geist kennen zu lernen. Ihre Mutter, an deren Seite sie saß, ward immer mit in die Unterredung gezogen, und man kann denken, daß er es nicht versäumte, ihr, als der Erzieherinn einer so vollkommenen Tochter, die feinsten Schmeicheleyen vorzusagen.

Blos um sie den Zudringlichkeiten seines ho=

hen Prinzipals zu entziehen, führte Theodor seine Geliebte einige Male in den Reigen; dann konnten sie sich ein Wort der Liebe zuflüstern, und immer endigte sich das flüchtige Gespräch mit dem Wunsche: wenn doch nur der Ball zu Ende wäre. Der gute Jüngling hatte den Prinzen zu scharf beobachtet, um nicht in seinen blitzenden Augen das Feuer einer mühsam verhehlten Leidenschaft zu entdecken. Er glich einem Träumenden, der neben seiner schlafenden Geliebten eine lauernde Natter wahrnimmt, und durch eine unsichtbare Hand abgehalten wird, ihr zu Hülfe zu eilen. Erst als er mit Augusten den Wagen bestieg, erwachte er aus dem ängstlichen Traume.

Der Prinz hatte seine Verlegenheit nicht bemerkt; er war zu sehr mit dem holden Mädchen beschäftigt, als daß er sich nach ihm hätte umsehen können. Auch nachdem sie sich entfernt hatte, sah er nur sie; selbst im Schlafe schwebte ihr Bild ihm noch immer vor der Seele, und er konnte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, so wenig verbergen, daß er am folgenden Tage, sobald ihm Theodor zu Gesichte kam, mit größter Wärme sich nach seinem schönen Bäschen erkundigte. Sie war, sagte er, die Perle der Gesellschaft. Nie habe ich mehr Reize der Figur und des Geistes vereinigt gesehen. Doch in dem Augenblicke bemerkte er, daß er sich vergaß, und

setzte in einem gemäßigtern Tone hinzu: kurz, sie ist das treue Ebenbild ihrer Mutter, dem einzigen Frauenzimmer des Balles, das mit ihr verglichen werden konnte.

Auch die glückliche Liebe hat ihre Besorgnisse. Nicht Auguste, deren reines, zärtliches Herz so ganz sein war, der Prinz allein war es, der bei Theodorn diese Besorgnisse erregte. Er fürchtete, er möchte einen Vorwand suchen, die wieder angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, und, wo nicht seiner Liebe, doch dem guten Namen und der Ruhe seiner Braut gefährlich werden. Schon hatte seine Emsigkeit auf dem Balle die Blicke mancher alten und jungen Dame auf sich gezogen. Man hatte sich in die Ohren geflüstert, und es bedurfte nur eines einzigen Besuches des Prinzen, um dem Argwohn und der Verläumdung einen freien Spielraum zu öffnen. Diese Betrachtungen ängstigten den guten Jüngling nie mehr, als wenn er an der Seite seiner Geliebten den ganzen Werth ihres Besitzes fühlte, wenn er in ihrer Seele keinen Gedanken, keine Empfindung las, die nicht ihm und der Tugend angehörten. Fragte sie dann nach der Ursache seiner Traurigkeit, so drückte er sie schweigend an sein Herz, und sagte: ach! ich fühle, daß ich zu glücklich bin.

Länger als einige Tage konnte er diesen Zustand nicht ertragen. Seine Mutter bemerkte den

Kampf seines Herzens, sie wollte sich ihm aber nicht zur Vertrauten aufdringen. Er sollte sie dazu wählen, er that es. Zum erstenmale sprach er mit ihr von den Ausschweifungen des Prinzen, von seinen Aeußerungen, und von den Besorgnissen, die sie bei ihm erregten. — Du sagst mir nichts Neues, mein Sohn, erwiederte Sophie; ich billige deine Unruhe, wie ich deine bisherige Zurückhaltung billigte. Ich fand gleich nach dem Balle einen ungezwungenen Anlaß, diese Seite gegen die Mutter deiner Braut zu berühren, der die Zudringlichkeit des Prinzen aufgefallen war. Sein Charakter war ihr nicht ganz unbekannt. Was ich ihr sagte, und als Freundinn sagen mußte, brachte sie auf den Entschluß, ihre Abreise zu beschleunigen; du solltest es aber so spät als möglich erfahren. Künftige Woche wird sie mit Augusten nach Blumenthal zurückkehren. Theodor erblaßte.

Ich habe ihr versprochen, fuhr Sophie fort, daß wir sie monatlich wenigstens einmal besuchen werden, und der Prinz wird dir die Erlaubniß, deine Mutter zu begleiten, nicht versagen. So schwer es ihm ward, so mußte doch Theodor diesen Maßregeln Beifall geben. Ihr Beweggrund sollte für Augusten ein Geheimniß bleiben. Sie ahnet nichts Arges, und es ist Pflicht für uns, sie in dieser heiligen Unwissenheit zu lassen. So

schloß Sophie die Unterredung, bei der Theodor einem Patienten glich, der sich einer schmerzhaften Operation unterwirft, von der, nach dem Ausspruche des Arztes, seine Rettung abhängt. Er ergab sich in sein Schicksal, und tröstete sich mit der heitern Zukunft, die durch die grauen Wolken durchschimmerte, die ihm die Gegenwart trübten.

Hier wäre nun der Ort, zu erzählen, wie die beiden Liebenden die Frist ausfüllten, die ihnen gegönnt war, und die Scene ihrer Trennung zu beschreiben. Allein was liesse sich davon sagen, das die geweihten und ungeweihten Analysten der Liebe nicht schon tausendmal, und immer mit untreuen Worten, gesagt haben.

Auguste war mit ihrer Mutter in Blumenthal angekommen; ihr Briefwechsel mit Theodorn war eröffnet. An jedem Botentage erhielt sie wenigstens eine Zeile von ihrem Geliebten. Ihre Antworten waren der reine, kunstlose Abdruck ihres zarten, unschuldigen Herzens, und mußten es seyn, da keine Romane und keine Regeln die Sprache der Natur bei ihr erstickt oder verbildet hatten.

Prinz Adolph schien, in den Banden seiner welschen Syrene, Augusten vergessen zu haben. Nur einmal, — es war am Tage nach ihrer Abreise — erwähnte er ihrer gegen den Fähndrich.

Ihre Verwandten sind verreist, wie ich höre? — Gestern, Ihre Durchlaucht. — Schade! sie würden eine Zierde des Hofes gewesen seyn. Das war alles, und von nun an wurde ihrer nicht mehr gedacht.

Ein Monat war verstrichen; das bunte Gewand des Frühlings schmückte die Fluren, und Auguste zählte jede Stunde, die sie von dem Tage trennte, an dem sie den ersten Besuch ihres Geliebten erwartete. Sein nächster Brief sollte ihr diesen Tag ankündigen. Der Bote kam an, allein er brachte keinen Brief mit. Traurig schlich Auguste in den Garten, und begoß ihre Blumen. Bisweilen mischte sich eine Thräne unter das klare Wasser der Quelle, womit sie ihre Schwestern, die Töchter des Frühlings, tränkte. In melancholische Gedanken verloren, hatte sie nach dieser Arbeit sich in eine Gaisblattlaube gesetzt, deren junge Blätter der Strahl des Abendrothes vergoldete. Auf ihren Arm gestützt, dachte sie mit bange klopfendem Herzen an ihren Geliebten. Der Name Theodor entschlüpfte ihren Lippen, und sie lag in Theodors Armen. Um sie zu überraschen, hatte er am Eingange des Dorfes seine Mutter und Emilien verlassen, und sich auf einem Fußpfade in den Garten geschlichen.

Der Uebergang von der tiefsten Trauer zur höchsten Freude ist eine von jenen geheimnißvollen

Erscheinungen, wodurch die Seele ihre geistige Natur beurkundet, und es bedarf eben keiner Ueberraschung in einer Gaisblattlaube. Ein todtes Blättchen, in einer Entfernung von hundert Meilen geschrieben, ist mehr als hinreichend, um Thränen auszupressen oder abzutrocknen. Die beiden Glücklichen lagen sich noch in den Armen, als ihre Mütter, von Emilien begleitet, in den Eingang der Laube traten, und sich an dieser Wonnescene weideten. Sie hatten Recht, beste Mutter! rief Theodor, indem er Elisen in die Arme flog. Auch die Entfernung hat ihre Seligkeiten. Ohne sie wäre mir dieser Augenblick fremd geblieben.

Zween allzu kurze Festtage der Liebe und Freundschaft lebten die beiden Familien beisammen. Dann kehrte die Frau von Milden mit ihren Kindern nach der Stadt zurück. Der Prinz hatte Theodorn, als er um Urlaub anhielt, einen Gruß an Elisen und ihre Tochter aufgetragen, und er konnte, bei seiner Rückkunft, nicht weniger thun, als ihn ihres unterthänigen Dankes für sein gnädiges Andenken versichern. Ohne Zweifel haben Sie sich wohl amüsirt? fragte Seine Durchlaucht. — O ja! antwortete Theodor so leise, daß man es kaum hören konnte, und mit einer Miene, die seine ganze Verlegenheit

ausdrückte. Der Prinz schien nicht darauf zu achten, und sprach von andern Dingen.

Der liebliche May war zu Ende, und Elise genoß mit Augusten jener stillen Freuden, welche die Annäherung einer glücklichen Zukunft in der Seele einer guten Mutter erregt, die ihre Arbeit gekrönt sieht, und einer guten Tochter, die täglich mehr inne wird, daß diese glückliche Zukunft ihr von dieser Mutter zubereitet wurde. Sie erwarteten auf den folgenden Tag den zweiten Besuch ihrer Gäste, und Auguste war mit ihrem Mädchen beschäftigt, im ganzen Garten die schönsten Erdbeeren auf das morgende Fest auszusuchen, als Prinz Adolph, von seinem vertrauten Kammerdiener Simbert begleitet, im Jagdhabit auf sie zukam. Um Gottes willen! rufe die Mama, sagte sie leise zum Mädchen, und ging mit glühenden Wangen und schüchternem Schritte dem Prinzen entgegen. Seit gestern, schönes Fräulein, habe ich das Glück, Ihr Nachbar zu seyn. Sie werden mich entschuldigen, daß ich dieses Glück benutze, um Ihnen und Ihrer Frau Mutter meinen nachbarlichen Besuch zu machen. Auguste konnte nichts, als sich verneigen; aber in dieser Verwirrung war sie schöner als jemals. Ich habe Sie überrascht, fuhr der Prinz mit einem sanften Händedruck fort. Fassen Sie sich, holdes Kind! es ist nicht Prinz Adolph, es

ist ja ein Nachbar, der mit Ihnen spricht, ein guter Nachbar, der, vom Zwange des Hofes entfesselt, endlich auch einmal die Freuden der Natur und des Privatlebens genießen möchte.

Ihre Durchlaucht . . . . . das war alles, was Auguste ihm antworten konnte.

Ich habe Sie in Ihrer Arbeit gestört, liebes Fräulein! Sie haben Erdbeeren gepflückt.

Darf ich so frei seyn? sie bot dem Prinzen ihr Körbchen dar.

Sie sind schön, sehr schön, versetzte der Prinz, und dennoch beschämt sie das Incarnat Ihrer Wangen. Er nahm eine von den Erdbeeren: Ich empfange sie als das Pfand der Gastfreundschaft, die Sie mir bewilligen.

Elise kam mit schnellen Schritten herbei; sie empfing den Prinzen mit einer unbefangenen Höflichkeit, bei der sie aber doch ihre Befremdung nicht ganz verbergen konnte. Sie wundern sich, mich hier zu sehen, gnädige Frau? Die Aerzte haben mir eine Cur verordnet, der Herzog hat mir erlaubt, sie auf seinem Jagdschlosse Forstenburg zu gebrauchen, und Sie werden mir, wie ich hoffe, erlauben, Sie unter die Nachbarn zu zählen, die mir meine Einsamkeit verschönern sollen.

Das Haus einer einsamen Wittwe, antwortete Elise, wird dazu am allerwenigsten geeignet seyn.

Darüber, muß ich Sie bitten, mich allein urtheilen zu lassen, versetzte der Prinz, indem er ihr seinen Arm bot, um, wie er sagte, ihr niedliches Gärtchen näher zu betrachten. — Ueberall fand er Gelegenheit, dem reinen, kunstlosen Geschmacke der Besitzerinn, und der weisen Oekonomie, womit sie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußte, ein Compliment zu machen, das wirklich weniger geschmeichelt war, als er glauben mochte.

Auguste ging an der Seite ihrer Mutter, und bekam auch ihren Theil Weihrauch, als der Prinz erfuhr, daß sie die Wartung der Blumen übernommen habe. Nun hielt es Elise dem Wohlstande gemäß, zu fragen, ob er nicht in ihre Hütte einkehren, und einige Erfrischungen annehmen wolle. Es versteht sich, daß das Anerbieten nicht ausgeschlagen wurde. Der hohe Gast ward in einen zierlichen Saal geführt, der unmittelbar an den Garten stieß, und Auguste war mit bezaubernder Emsigkeit beschäftigt, eine kleine Collation aufzutischen, wobei ihre Erdbeeren die Hauptschüssel ausmachten. Der Prinz konnte nicht satt werden, sie zu betrachten, wollte aber nichts von dem Aufgetischten berühren, bis die neue Hebe, wie er sie nannte, ihre Stelle an der ländlichen Tafel eingenommen hatte.

Während der Herr mit den Damen beschäftigt

war, unterhielt der Diener, nach hergebrachter Sitte, die Zofe. Er plauderte ihr eine Menge schöner Phrasen vor, die Röschen im buchstäblichen Sinne nahm. Auch das glaubte sie ihm, als er ihr sagte, daß sie schon bei ihrem Aufenthalt in der Residenz durch die frische Blüthe ihrer Wangen, und durch ihr bescheidenes Wesen seine Aufmerksamkeit gefesselt habe, ohne daß er sich damals mit der Hoffnung schmeicheln durfte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Unvermerkt ging er zum Lobe seines Prinzen über, dessen Großmuth und Güte er bis an die Wolken erhob. Endlich gab er dem leichtgläubigen Mädchen zu verstehen, daß es in allen herrschaftlichen Gärten üblich sey, den vornehmen Fremden, die sie besuchen, einen Strauß anzubieten. Nun, so wird das mein Fräulein auch thun, antwortete sie. — Behüte Gott! dieses wird der Jungfer des Hauses überlassen, und selten geht sie dabei leer aus. Röschen ließ sich die Sache nicht zweimal sagen. Sie sammelte einen Strauß von den schönsten Blumen des Gartens, und als der Prinz, von seinem Besuch entzückt, in Begleitung der beiden Damen durch denselben seinen Rückweg nahm, bot sie ihm mit einem tiefen Knicks den Strauß auf einem Porzellanteller an. Sie bemerkte den strafenden Blick Elisens nicht, sondern bloß den gnädigen Blick des Fürsten, und den doppelten Dukaten,

womit er begleitet war. Als aber der hohe Gast sich entfernt hatte, wurde sie von Elisen mit ungewohnter Strenge zur Rede gesetzt. Das Mädchen antwortete mit Thränen: der Herr Kammerdiener habe es ihr befohlen, und Elise konnte hierauf weiter nichts erwiedern, als daß sie blos von ihrer Herrschaft Befehle zu empfangen habe.

Dieser Herr Kammerdiener war ein relegirter Student, der unter dem Regimente des Prinzen Dienste genommen, und sich durch seine schöne Handschrift, besonders aber durch sein musikalisches Talent bei ihm in Gunst gesetzt hatte. Er befreite ihn vom Kriegsdienste, und machte ihn zu seinem Kämmerling. Doch bei diesem Amte blieb es nicht. Simbert, der eben so schlau, als niederträchtig war, hatte den Charakter des Prinzen gar bald auszuforschen, und seinen Lüsten so geschickt zu schmeicheln gewußt, daß er in wenig Monaten der Vertraute seiner Liebschaften, und sehr oft der Unterhändler derselben wurde. Auch jezt hatte er die Rolle des Merkurs übernommen, und, um recht methodisch zu verfahren, sich vor allen Dingen an das Kammermädchen gemacht, das in den Romanen, nicht nur der poetischen, sondern auch der wirklichen Welt, mehrentheils eine Hauptperson spielt.

Der Besuch des Prinzen weckte bei Elisen alle ihre vormaligen Besorgnisse wieder auf, und die

Frau von Milden, die den folgenden Tag wirklich mit Theodorn eintraf, trug nicht wenig dazu bei, sie darin zu bestärken. Auguste erzählte ihrem Geliebten mit holder Unbefangenheit alle Umstände der überraschenden Erscheinung, die sie mit den Worten schloß: er hat versprochen, wieder zu kommen.

Theodor hörte ihr ernst und schweigend zu. Jetzt entfuhr ihm ein Seufzer. Was hast du, lieber Theodor? Was soll dieser Seufzer und diese umwölkte Stirn? Theodor sah ihr steif ins Gesicht. Die Liebe eines Engels blitzte in ihren Augen. Es ist vorbei, meine Freundinn! der Gedanke fuhr mir durch die Seele: daß der neue Nachbar das Glück unserer Liebe stören könnte. — Wie kann er das? der Prinz ist edel und gut. Frage nur meine Mutter; er hat ihr mehr als einmal seine Dienste angeboten. — Himmlische Unschuld! erwiederte Theodor, und schloß das reizende Geschöpf in seine Arme. Nun überließ er sich mit leichterm Herzen der Freude des Wiedersehens. Ganz heiter war ihm der Tag nicht. Auch den beiden Müttern war ers nicht. Sie kamen überein, daß Elise den Besuchen des Prinzen zwar nicht ausweichen, alsdann aber ihre Tochter keinen Augenblick verlassen müsse. Sollte er sie zu oft wiederholen, oder eine unedle Absicht verrathen, so wurde beschlossen, die Verlobung des jungen

Paares bekannt zu machen, und die Heurath zu beschleunigen.

Allzu kurz, wie alle Tage der Liebe, war ihnen auch dieser, und als sie am folgenden Morgen sich trennten, mußte Sophie ihren Sohn mit Gewalt aus Augustens Armen reißen. Bange Ahnungen erfüllten sein Herz; er schüttete sie auf dem Rückwege in den Schoß seiner Mutter aus, die eben nicht geschickt war, sie zu zerstreuen, ungeachtet sie alle Kräfte aufbot, es zu versuchen. Selbst Augustens Briefe vermochten es nicht. So oft er einen von ihr erhielt, und ihn seiner Mutter oder Emilien vorlas, schloß er mit den Worten: nein! den Verlust eines solchen Herzens würde ich nicht überleben.

Der Prinz beschränkte seine Besuche nicht auf Blumenthal; seinen übrigen Nachbarn widerfuhr gleiche Ehre. Er verweilte aber bloß bei der Baronin von Rothau, die drei erwachsene Töchter hatte, mit denen sie das letzte Carneval in der Residenz zubrachte. Die Mädchen waren artig, ohne eben schön zu seyn, und der Prinz freuete sich, die alte Bekanntschaft mit ihnen zu erneuern. Diese Vorrede führte ganz natürlich auf das Capitel der Bälle und Redouten, und als die drei Schwestern eine lebhafte Erinnerung der genossenen Freuden äußerten, sagte der Prinz: Sie sind Liebhaberinnen des Tanzes, und mein Arzt hat

mir neben der Landluft die Bewegung empfohlen. Ich würde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie mir behülflich wären, von Zeit zu Zeit einen kleinen Familienball zu veranstalten. Die Fräulein und die gnädige Mama fanden den Gedanken allerliebst, und der Prinz verließ sie mit dem Versprechen, bei seinem nächsten Besuche das Weitere mit ihnen zu verabreden.

Erst in der folgenden Woche wiederholte der Prinz seinen Besuch in Blumenthal. Er überraschte Augusten am Piano. Ich spielte, so schrieb sie ihrem Theodor, ich spielte unsrer Mutter die Mozart'schen Variationen, die du mir letzthin mitbrachtest. Ich sprang von meinem Stuhl auf, allein er nöthigte mich, fort zu spielen. Seine unaufhörlichen Lobsprüche machten mich ganz verwirrt; er sah mich dabei so starr, so durchschauend an, daß mir recht bange dabei wurde. Vortreflich, göttlich! sagte er, so oft ich eine Variation endigte, und bei jeder ward mein Spiel schlechter. Wie kommt das? da doch ein einziges Bravo von meinem Theodor meine Finger beflügelt und meine Seele so hoch empor hebt, daß ich mir in diesem Augenblick einbilde, was ich spiele, sey mein eigenes Werk. Er blieb über eine Stunde bei uns, und sprach viel mit mir. Ich mußte ihm erzählen, wie ich meine Zeit zubringe. Als ich meiner Bücher erwähnte, fragte er mich, ob ich auch Romane

lese? Nun nahm die Mutter das Wort. Dazu hat meine Tochter keine Zeit, sagte sie, und ich schmeichle mir sogar, daß sie wenig Geschmack daran finden würde. Diese Antwort schien ihm zu mißfallen; er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er zu meiner Mutter: Sie hatten vor einigen Tagen einen Besuch aus der Stadt? — Die Frau von Milden, Ihre Durchlaucht, mit ihren Kindern. Eine wackere Frau! versetzte er; ihre Tochter ist sehr artig, und der Sohn ein braver Jüngling, der viel verspricht. Wenn er Wort hält, so werde ich väterlich für ihn sorgen. O, er wird Wolt halten! dachte ich, und mußte mir alle Gewalt anthun, es nicht laut zu sagen. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, er muß meine Gefühle in meinem flammenden Gesichte gelesen haben, denn er sah mich mit so bedeutenden Blicken an, als ob er um unser Geheimniß wüßte. Auf einmal ward er nachdenkend, zerstreut, einsylbig, und nahm bald darauf seinen Abschied.

Elise hatte noch mehr gesehen, als ihre arglose Tochter; sie hatte in den Augen des Prinzen die flammende Sehnsucht der Leidenschaft gelesen, die der Wollüstling, auch mit allen Künsten der Verstellung, nie ganz verbergen kann. Sie hatte den Zwang wahrgenommen, womit er ihre lästige Gegenwart ertrug, und das Mißvergnügen, das ihr Urtheil über die Romane bey ihm erweckte. Den=

noch hielt sie es für unnöthig, ihre Tochter mit einer Gefahr bekannt zu machen, die sie durch ihre Wachsamkeit abzuwenden hoffte.

Auch das Mal hatte Simbert den Prinzen nach Blumenthal begleitet; der Zufall wollte, daß er Röschen im Garten allein antraf. Er nahte sich ihr, wie ein alter Bekannter, und Röschen wich ihm nicht aus. Der Verweis, den sie des Straußes wegen erhalten hatte, lag ihr auf dem Herzen, und sie konnte dem Drange nicht widerstehen, ihm ihre Noth zu klagen. Ihre gnädige Frau ist doch allzu streng, antwortete der schlaue Wicht. Doch wie kann sie in ihrem Dorfe wissen, was in der Residenz Mode ist. Ich bedaure es herzlich, mein schönes Kind, daß ich Ihnen, in aller Unschuld, einen Verdruß zugezogen habe. — O, die gnädige Frau ist sonst sehr gut; es war das erste Mal, daß ich gezankt wurde, desto weher hat es mir aber auch gethan.

Nun, nun! mein Prinz ist der beste Herr von der Welt; er wird Ihnen Ihren Schmerz vergüten. Wie lange sind Sie schon bei der Frau von Landeck?

Seit meinem dreizehnten Jahre. Als meine Mutter starb, nahm sie mich zu sich, und versprach, für mich zu sorgen. Ich bin nur zwei Jahre älter, als das Fräulein, und wenn die einmal heurathet, so hoffe ich ....

Ist sie etwa Braut?

Je nun, gewiß weiß ich es nicht, allein seit unserm Aufenthalt in der Stadt gehen allerhand Dinge vor, die mich so was vermuthen lassen.

Nicht wahr, mit dem Fähndrich von Milden?

Woher wissen Sie das? Es ist noch nicht über meine Lippen gekommen.

Ey, die Wirthinn, bei der wir unsere Pferde einstellen, sagte mir, er sey schon zweimal mit seiner Mutter hier gewesen, und da dachte ich, es könnte so was im Werke seyn. Ich kann mich aber auch betrügen; wenigstens ist das Fräulein eines höhern Glücks werth. Ihre Schönheit, ihre Tugend sind fähig, einen Fürsten zu bezaubern.

Da haben Sie wohl recht, und dabei ist sie so gut, wie die Mama. Lieber Gott! wenn sie eine Fürstinn wäre, ich würde es auch zu genießen haben.

Je nun, wer weiß, was noch geschieht? Unverhofft kommt oft.

Simbert stattete auf dem Rückwege dem Prinzen von dieser Unterredung Bericht ab. Ich sehe schon, antwortete er, der Fähndrich wird mir zu schaffen machen; es ist nur zu gewiß, daß er geliebt wird. Sey's! ich gebe darum das Mädchen nicht auf; sie hat meinen Kopf und mein Herz gefesselt.

Der Fähndrich wird ja doch wegzubringen seyn, versetzte der Diener.

Nun ja, wenn ich Aufsehen machen wollte. Allein der Herzog versteht keinen Spaß, und zudem würde ich dadurch wenig bei dem Mädchen gewinnen. Wenn ich sie nur allein sprechen könnte; aber die Mutter hält sie unaufhörlich belagert. Doch vielleicht verschafft mir der Ball eine Gelegenheit. Wenn ich nur selbst recht wüßte, was ich ihr sagen soll. Der Weg, den ich bei andern einschlug, geht hier nicht, das sehe ich nur allzu wohl.

Vielleicht, sagte Simbert, liesse die Mutter sich durch den Antrag einer geheimen Heirath gewinnen. Wenn Ihre Durchlaucht . . . . .

Den Gedanken hatte ich auch schon. Es wäre vielleicht eine Sottise, allein das Mädchen verdiente, daß ich sie machte.

Freilich müßte es das letzte Mittel seyn, das Ihre Durchlaucht wählten. Doch, kommt Zeit, kommt Rath!

Guter Rath ist hier theuer, erwiederte der Prinz. Wirst du mir aber einen guten geben, so soll er dir auch theuer bezahlt werden.

Elise hatte dem Briefe ihrer Tochter an Theodorn einen Commentar an seine Mutter beigelegt, darin sie die Erzählung des guten Mädchens berichtigte, und bange Besorgnisse für die

Zukunft blicken ließ. Sophie fand diese Besorgnisse nicht ungegründet, allein sie war in ihrer Antwort der Meinung: so lange der Prinz sein Stillschweigen nicht breche, so müsse man auch kein Mißtrauen gegen ihn äußern, sondern das Ansehen haben, als ob man seine Leidenschaft nicht bemerkte. Er hat versprochen, so schloß sie, für unsern Sohn zu sorgen, und wir dürfen ihn ohne die äußerste Noth dieser Stütze nicht berauben. Theodor dachte ganz anders. Die Klugheit seiner Mutter schien ihm eine gefährliche Sicherheit, und selbst sein Glaube an Augustens grenzenlose Liebe konnte ihm gegen die Unternehmungen eines so mächtigen Nebenbuhlers keine hinreichende Gewährschaft leisten.

Der dritte Besuch des Prinzen war ganz kurz. Er komme, sagte er, im Namen der Frau von Rothau, um Elisen und das Fräulein zu einem kleinen Familienfeste einzuladen, das am folgenden Abend auf ihrem Schlosse Statt haben sollte. Ihr Sohn, der Rittmeister, setzte er hinzu, wird Sie abholen, wenn Sie, gnädige Frau, mir die Ehre des Vorzugs nicht gönnen wollen. Elise war überrascht. Ohne mit der Baroninn in einer engen Verbindung zu stehen, hatte sie doch jederzeit gute Nachbarschaft mit ihr gepflogen; und ungeachtet sie in diesem Feste das Werk des Prinzen erkannte, so fand sie doch keinen gülti-

gen Vorwand, die Einladung auszuschlagen. Nur verbat sie sich das Anerbieten des Prinzen, sie abzuholen. Was Ihre Durchlaucht einen Vorzug nennen, würde auf unserer Seite ein Mißbrauch Ihrer Güte, eine unverzeihliche Eitelkeit seyn. Der Prinz bestand nicht weiter darauf, lenkte das Gespräch auf gleichgültige Dinge, ohne jemals das Wort insbesondere an Augusten zu richten, und entfernte sich, um, wie er sagte, der Frau von Rothau von seiner Gesandtschaft Bericht abzustatten.

„Morgen werden wir einem Balle bei der Frau von Rothau beiwohnen. Ich verspreche mir wenig Vergnügen von diesem Feste. Wie kann es für mich ein Fest geben, bei dem ich meinen Theodor nicht finde? Unsere Mutter bliebe auch lieber zu Hause; allein da der Prinz im Namen der Baroninn die Einladung in eigener Person übernommen hatte, so konnte man sie nicht wol ausschlagen. Mit nächster Post werde ich dich und mich durch die umständliche Erzählung dessen, was ich sehen und hören werde, für deine Abwesenheit entschädigen.“ So schrieb Auguste an ihren Geliebten; und wenn er sie vollends unsichtbar belauscht, wenn er die Gleichgültigkeit, womit sie von dem Feste sprach, und sich dazu vorbereitete, beobachtet hätte, so würde sie ihn noch mehr, als ihre Briefe in der süßen Ueberzeugung bestätigt haben, daß

ihr Herz nur an ihm hieng, und auch nicht den leisesten Wunsch hegte, Jemand anders, als ihm, zu gefallen.

Die Gesellschaft war nicht zahlreich, aber auserlesen, und der Urheber des Festes, der Prinz, hatte nichts versäumt, um es glänzend zu machen. Er eröffnete den Ball mit den Töchtern des Hauses, und selbst nach ihnen wandte er sich nicht gleich an Augusten. Er ließ ihr alle Zeit, sich gegen den Rittmeister, der sie abgeholt hatte, der Pflichten der Höflichkeit zu entledigen. Dann foderte er sie zu einem englischen Tanze auf, nach dessen Endigung er sie dem nächsten Stuhle zuführen wollte. Dieser Platz hätte sie von ihrer Mutter entfernt; sie bat ihn um die Erlaubniß, sich zu ihr zu begeben. Er versuchte es noch mehrmals, sie allein zu sprechen, und nie wollte es ihm gelingen. So sehr er seine Worte im Zaum hielt, so wenig konnte er seinen Augen gebieten, und der heilige Instinct der Unschuld flößte Augusten eine geheime Furcht vor seinen Blicken ein.

Er tanzte eben einen Walzer mit ihr, als plötzlich der Garten, auf den der Saal stieß, in vollen Flammen zu stehen schien. Es war ein Feuerwerk, das der Prinz veranstaltet, und zu dessen Losbrennung er den Schlag zehen Uhr bestimmt hatte. Alles lief an die Fenster; der Prinz that ein Gleiches mit Augusten, für welche dieses

Schauspiel eben so neu als überraschend war. Ihre Mutter hatte sie in dem Gewimmel aus dem Gesichte verloren, und der Prinz benutzte diesen Augenblick, um ihr die beflügelten Worte zuzuflüstern: endlich, schöne Auguste, kann ich Ihnen sagen, was ich Ihnen schon seit Monaten zu sagen wünschte: daß ich Sie liebe, unaussprechlich liebe, daß ich Ihnen mit meinem Herzen alles anbiete, was Ihnen seine Liebe verbürgen kann, und daß . . . . . Auguste zitterte; ihr war, als wollte der Boden unter ihr einsinken. Sie machte ihre Hand von der seinigen los, und unterbrach ihn mit leiser, bebender Stimme: Ihre Durchlauch müssen sich an meine Mutter wenden, sie wird Ihnen in meinem Namen antworten. Er wollte von Neuem ihre Hand ergreifen, allein sie zog sich vom Fenster zurück, als wollte sie andern Zuschauern Platz machen, und eilte auf ihre Mutter zu, die nur wenige Schritte von ihr entfernt war, und sie aufsuchte. Was fehlt dir, mein Kind? du bist ja leichenblaß und zitterst! fragte Elise sie mit ängstlichen Blicken. — Ach nichts! es ist nichts, liebe Mutter. Mir war etwas warm, und die kalte Abendluft am Fenster hat mich angeschauert. Das gute Mädchen wollte seiner Mutter den Abend nicht verderben. Diese ließ ihr eine Schaale Thee reichen, auf die sie sich wirklich wieder wohl befand.

Den ganzen übrigen Abend war der Prinz sehr heiter. Er foderte Augusten noch ein paar Mal zum Tanz auf, und erhielt keine abschlägige Antwort, weil sie dem Könige dieses Festes diese Nachgiebigkeit schuldig zu seyn glaubte. Auch ihre Mutter erhielt ihren Antheil an den Ergießungen seiner fröhlichen Laune. Er setzte sich neben sie, und unterhielt sie eine Viertelstunde lang von den Annehmlichkeiten des Landlebens, von den Vorzügen der Familienfreuden, von den erkünstelten Lustbarkeiten der Höfe, von dem Ekel, den sie in seiner Seele zurückgelassen, und von seinem Lieblingswunsche, je eher je lieber die Bürde seines Standes ablegen, und als ein Privatmann auf dem Lande leben zu können. Elise bestritt diesen Wunsch; er wäre, meinte sie, in seinem Alter zu frühzeitig, und seine Erfüllung würde ihm bald lästig werden. Glauben Sie das nicht, gnädige Frau, antwortete er, mein Plan ist kein Hirngespinnst, und wenn er in Erfüllung geht, so soll keine Stimme mächtig genug seyn, mich aus meiner philosophischen Zauberinsel heraus zu locken.

Der Ball nahm ein Ende, und Auguste bestieg den Wagen, der sie davon führte, mit der Freudigkeit eines Gefangenen, dem die Thore des Kerkers geöffnet werden. Des folgenden Morgens erzählte sie ihrer Mutter das Gespräch, das sie mit dem Prinzen gehabt hatte. Diese Scene, setzte

sie hinzu, war die Ursache des Schreckens, den Sie an mir bemerkten. Ich verbarg Ihnen die Wahrheit, weil ich Ihre Ruhe schonen wollte. Elise erblaßte; sie sah nun die Gefahr näher, als sie es bisher glaubte. Auguste warf sich ihr in die Arme: ach, beste Mutter! that ich vielleicht unrecht, daß ich ihn an Sie verwies? Ich war so bestürzt, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Nein! mein Kind, du hättest nicht besser antworten können; allein auch ich bin bestürzt. — Und wenn sich nun der Prinz an mich wendet? Du sagtest ihm: ich würde in deinem Namen antworten. Auguste sah ihre Mutter staunend an: wie! Sie halten es für nöthig, mich zu fragen? Glauben Sie, mein Theodor sey mir um einen Prinzen, selbst um einen Thron feil? — Nein, ich glaube es nicht, mein Kind, allein ich wollte dieses schöne Bekenntniß aus deinem Munde hören. Elise drückte das edle Mädchen an ihren Busen, und ihre hochklopfenden Herzen sagten sich, was ihre Lippen nicht auszudrücken vermochten.

Doch vielleicht, so fuhr Auguste fort, hat der Prinz mich blos auf die Probe setzen, vielleicht hat er mir unser Geheimniß ablocken wollen.

Ich wünsche, daß es dem so wäre. Wenigstens habe ich Ursache, zu vermuthen, daß Theodors Liebe seinem Scharfblicke nicht entgangen ist.

Da hätte er denn doch einen sehr grausamen Scherz mit mir getrieben.

Nicht alle Fürsten, meine gute Auguste, gleichen seinem Onkel. Wenn seine Aeußerung kein grausamer Scherz war, so wird er sich gegen mich erklären, und dann? . . . . .

Dann wissen Sie meine Antwort. Will er sie aus meinem eigenen Munde hören, nun so trete ich mit heiterer Miene vor ihn hin und sage: ich bin Theodors Verlobte.

Mutter und Tochter saßen noch beisammen, als Röschen mit freudigem Ungestümm hereinstürzte, und Elisen einen Brief übergab. Herr Simbert, der Kammerdiener des Prinzen, hat mir ihn zugestellt mit dem Befehl, ihn gleich zu überliefern. Simbert hatte den Brief mit sechs Carolinen begleitet, die der Prinz Röschen als eine Entschädigung für den Verweis zustellen ließ, den die Geschichte mit dem Strauße ihr zugezogen hatte. Er empfahl ihr über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen, und es ward ihr nicht schwer, es ihm anzugeloben. Elise erbrach den Brief, er enthielt folgende Zeilen:

„Aus Ihrem Munde, gnädige Frau, soll ich die Antwort Ihrer reizenden Tochter auf das Bekenntniß empfangen, das ich ihr gestern ablegte. Ich liebe sie, und wünsche mich nicht zu betrügen, wenn ich glaube, daß Ihnen meine

Liebe schon lange kein Geheimniß mehr seyn kann. Seit dem vorigen Winter nährt mein Herz eine Leidenschaft, die weder die Abwesenheit, noch die Zerstreuungen des Hofes schwächen konnten, weil sie nicht blos auf die äußern Reize, sondern auf die Tugend Ihrer anbetenswürdigen Tochter gegründet ist. Zum ersten Male, gnädige Frau, fühle ich die Allgewalt der Unschuld, ahne ich die Glückseligkeit einer tugendhaften Liebe. Der holden Auguste war es vorbehalten, mein Herz zu fesseln, und es den Blendwerken der Sinnlichkeit auf immer zu verschließen. Helfen Sie mir diese schöne Arbeit vollenden. Ihr Charakter, gnädige Frau, muß Ihnen für die Reinheit meiner Absichten bürgen. Ich biete Ihrer holden Tochter meine Hand an, und ich kann es, ohne die elenden Gesetze der Staatsklugheit zu verletzen. Mein Onkel hat drei Söhne. Ich bin also frei von der Verpflichtung, mir eine Gemahlinn aufdringen zu lassen, der ich blos meine Hand geben könnte. Dennoch wird es rathsam seyn, meine Verbindung bis zur Zurückkunft des Erbprinzen geheim zu halten. Er liebt mich, und wird mit Vergnügen mein Fürsprecher bei seinem Vater werden. Ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, das der Ueberbringer dieses Blatts morgen Abend bei Ihnen abholen soll, wird über mein Schicksal entscheiden. Möge es die Hoffnung bestätigen,

die seit gestern meine Seele in die süßesten Träume wiegt! Möge der Anbeter Augustens, der sie nicht zärtlicher liebt, als er ihre Mutter verehrt, sich bald Ihren Sohn nennen dürfen!"

Adolph.

Der Prinz hatte diesen Brief unter der Leitung seines geheimen Rathes geschrieben. Die Wachsamkeit, womit Elise ihm jede Gelegenheit abschnitt, das Fräulein allein zu sprechen; die kunstlose Gleichgültigkeit, womit Beide die Huldigungen und Spielwerke betrachteten, die dem weiblichen Stolze und der weiblichen Eitelkeit zum Köder dienen, und selbst der Rang, den die adeliche Wittwe eines Obersten in der Gesellschaft einnahm, — alles überzeugte den Herrn und den Diener, daß man diese Eroberung nicht nach den gewöhnlichen Regeln, und mit den gewöhnlichen Waffen unternehmen müsse. Es wurde daher beschlossen, die Unterhandlung gerade zu mit dem Anerbieten einer geheimen Heirath zu eröffnen. Was wagen Sie dabei? sagte Simbert, wenn Sie des Mädchens müde sind, so läßt man den Herzog hinter das Geheimniß kommen; er wird Ihnen eine Strafpredigt halten; vielleicht ein Paar Wochen über Sie zürnen, aber die Heirath wird er, als ein Attentat gegen seinen altfürstlichen Stammbaum, ganz unfehlbar vernichten. Um Ihre Rolle recht pathetisch zu spielen, werden Sie Ihr

Mißgeschick zu den Füßen Ihrer Prinzessinn beseufzen, beweinen, verfluchen, aber Sie werden frei seyn, und die trostlose Ariadne wird sich am Ende in den Armen eines hungrigen Lieutenants trösten, den Sie zum Hauptmann erheben, und nöthigen Falls durch eine Handvoll Dukaten für das verlorne Kränzchen der Fräulein Braut entschädigen werden.

Allein, versetzte der Prinz, es kann wenigstens der Mutter nicht unbekannt seyn, daß ich bisher so ziemlich locker gelebt habe. Wie kann ich den Verdacht abwenden, den dieser Umstand gegen die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, oder doch wenigstens gegen meine Beständigkeit bei ihr erwecken wird? Ein bedenklicher Umstand, ich kann es nicht läugnen, erwiederte Simbert; und da die Oberstinn auf Zucht und Ehrbarkeit, ich glaube gar, auf Religion hält, so weiß ich kein ander Mittel, den Stein des Aergernisses aus dem Wege zu räumen, als wenn Sie die Rolle eines bekehrten Sünders, und mitunter eines empfindsamen Schwärmers, aber freilich cum grano salis, wie mein Rector zu sagen pflegte, bei ihr spielen.

Wenn deine Rezepte anschlagen, so werde ich dich reichlicher bezahlen, als wenn Du mich an einem hitzigen Fieber kurirt hättest.

Ey, Ihre Durchlaucht! was ist Ihre Krank-

heit anders als ein hitziges Fieber? morgen ist der kritische Tag, den müssen wir abwarten.

Gleich nach Tische ließ der Prinz die Pferde satteln, und begleitete seinen Unterhändler bis in das Wäldchen, das die lieblichen Anhöhen vor Blumenthal krönte. Hier blieb er zurück, und Simbert verfolgte seinen Weg nach dem Dorfe. Er ließ sich bei der Frau von Landeck durch Rös-chen anmelden, und wurde sogleich vorgelassen. Elise übergab ihm ihre Antwort, und Auguste, die neben ihr an ihrem Nährahmen saß, warf ihm einen heitern, unbefangenen Blick zu, darin der forschende Botschafter die Ratifikation ihres Inhalts las. Er jagte damit in vollem Gallop dem Wäldchen zu, wo sein Herr ihn mit der Ungeduld eines Spielers erwartete, der sein Vermögen auf eine Karte gesetzt hat. Hastig riß er den Brief auf, erblaßte, glühte, knirschte, und reichte das Blatt seinem Vertrauten: Da lies: das Körbchen ist von Golddraht geflochten, aber doch ein Körbchen. Simbert las:

„Eure Durchlaucht wollen mir und meiner Tochter eine Ehre erweisen, die wir ausschlagen müssen. Ich könnte Ihnen sagen, daß die Gründe, wodurch Sie Sich berechtigt halten, den Pflichten Ihres Standes auszuweichen, uns kein Recht geben, den Pflichten des unsrigen zu trotzen; daß ich und meine Tochter wissen, was wir unserm Landes-

herrn

herrn und uns selber schuldig sind; daß Sie selbst, gnädigster Prinz, uns über kurz oder lang verachten würden, wenn wir uns bewegen liessen, den besten Fürsten zu hintergehen, und die ehrwürdigsten Gesetze mit Füßen zu treten. So würde ich Euer Durchlaucht antworten, wenn Auguste frei wäre, und gewiß würden meine Gründe Eingang bei Ihnen finden. Allein ich bedarf ihrer nicht. Ich brauche Ihnen blos zu sagen, daß Auguste seit drei Monaten die Verlobte des Fähndrichs von Milden ist, und daß ihr Herz ihn gewählt hat, um Euer Durchlaucht zu bewegen, einen Wunsch aufzugeben, gegen den die Stimme der Ehre sich eben so laut erhebt, als die Stimme der Pflicht, und ihr edles Herz ist mir Bürge, daß Sie dieser Stimme, die den Großen der Erde vor andern heilig seyn muß, Gehör geben werden u. s. w."

Deine Rezepte taugten keinen Pfifferling, sagte der Prinz, indem er Simberten den Brief abnahm.

Ey nun, so müssen wir zu heroischen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Das Beste wäre freilich, wenn Euer Durchlaucht den weisen Lehren der Frau von Landeck folgten, und . . . . .

Wenn das dein Ernst ist, so sind wir geschiedene Leute. Der Roman ist nun einmal angefangen, ich will ihn ausspielen. Meine Liebe zu

diesem Mädchen ist eine allgewaltige, Geist und Herz fortreißende Liebe, von der ich zuvor keine Ahnung hatte. Kein Hinderniß soll mich abschrecken, kein Opfer soll mir zu theuer seyn, um mir den Besitz dieses bezaubernden Geschöpfes zu verschaffen. So lang es seyn kann, will ich mit Vorsicht zu Werke gehen, ist aber ein Wagestück nöthig, nun, so werde ich's bestehen, und sollte ich . . . . .

Etwa dem Herrn Bräutigam einen unserer allezeit fertigen Raufer auf den Leib hetzen, der ihm den Hochzeitkitzel auf immer vertriebe?

Pfui! dies ist der Rath eines Banditen, der mir überdem wenig Vortheil bringen würde. Mutter und Tochter würden den Anstifter der Schandthat errathen, und als einen Meuchelmörder verabscheuen.

Wollen vielleicht Euer Durchlaucht eine Capitulation versuchen?

Auch das nicht, sie würden nie die Hände dazu bieten. Ich sehe nur allzuwohl ein, daß auch die glänzendsten Anträge nichts, wenigstens bei der Mutter nichts, ausrichten würden.

Nun so muß man, sagte Simbert lachend, das Küchelchen der Henne aus dem Neste holen. Haben Sie das Mädchen einmal in Ihrer Gewalt, so wird die Mutter die geheime Heirath

mit beiden Händen ergreifen, da alsdann die Verbindung mit dem Fähndrich ohnedem zerrissen würde, und die schöne Gefangene wird dem Rathe der Mama Gehör geben.

Der Prinz schwieg, und nach einer langen Pause sagte er, wie aus einem Traume erwachend: ich glaube, du hast Recht. Wir müssen die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen fuhr Elise mit ihrer Tochter zur Frau von Rothau, um ihr einen Dankbesuch abzustatten. Kaum waren sie eine Stunde da, so erschien auch der Prinz, um sich, wie er sagte, nach dem Wohlseyn der Damen zu erkundigen. Diese Erscheinung war kein Werk des Zufalls. Röschen, durch Simberts prächtige Verheissungen verblendet, hatte ihn von dem Vorhaben ihrer Herrschaft unterrichtet. Elise erblaßte, als der Prinz herein trat, und Augustens Gesicht überströmte das glühende Roth des Blitzes. Der Prinz schien ihre Verlegenheit nicht wahrzunehmen; er war freundlicher und unbefangener als je; er zeichnete sie so wenig aus, und sein ganzes Benehmen trug so sehr das Gepräge der absichtslosen Höflichkeit, daß selbst die kluge Elise dadurch getäuscht wurde. Mein Brief hat gewirkt, sagte sie auf dem Rückwege zu ihrer Tochter. Der Prinz scheint der Vernunft Gehör zu geben; nun weiß ich mir es erst recht Dank,

daß wir Theodorn und seiner Mutter die ganze Sache verschwiegen haben.

Ein Schreiben, das Auguste bald hernach von ihrem Geliebten erhielt, bestärkte die Mutter und die Tochter in ihrem Wahne. Er beklagte es, daß die Sommerübungen ihn nöthigen würden, seinen monatlichen Besuch in Blumenthal zu verschieben, und fügte hinzu: daß die Garnison der Hauptstadt nur die nahe bevorstehende Rückkunft des Prinzen erwarte, um ein Lustlager zu beziehen, das wenigstens vierzehn Tage bestehen werde. Nun war Elise vollkommen beruhigt, sie hoffte, jede Stunde die Abreise des Prinzen zu erfahren. Die gute Seele ahnete die Gefahr nicht, die, gleich einer still anschwellenden Fluth, im Finstern heran schlich, und sich bereits vor ihrer Schwelle gelagert hatte.

Röschen hatte im Dorfe eine Muhme, die sie sonst nur des Sonntags, seit einiger Zeit aber beinahe täglich besuchte. Simbert hatte das unerfahrne Mädchen in sein Garn gelockt, und das Haus der Muhme, die im Herrn Kammerdiener weniger nicht als einen Freier ihrer Nichte erblickte, war die Werkstätte, in der die Bosheit ihre Anschläge schmiedete. Simbert hatte Röschen wirklich die Ehe auf den Fall versprochen, wenn sein Prinz, dessen Liebe zu Augusten er ihr unter dem Siegel des Geheimnisses anver-

traut hatte, das Ziel seiner Wünsche erreichen sollte, und Röschen, die es ganz und gar unmöglich fand, daß ein Fräulein die Hand eines Prinzen ausschlagen könne, sah sich in Gedanken schon wirklich als Frau Kammerdienerinn im vollen Genusse der Gnade des hohen Ehepaars. Simbert nährte ihre Träume durch allerhand kleine Geschenke, die seinen Vorspiegelungen bei der Nichte und der Muhme ein hinreißendes Gewicht gaben.

Zween Tage, nachdem er Elisens Antwort in Blumenthal abgeholt hatte, erschien er am Orte der Zusammenkunft so mißmuthig, so niedergeschlagen, daß Röschen ihn beim ersten Anblick mit Schrecken um die Ursache seiner Traurigkeit fragte. Ach, liebes Kind! erwiederte er, ein feindseliges Verhängniß hat sich unserm Glücke in den Weg gestellt. Das Fräulein, oder vielmehr ihre Mutter, hat meinem Prinzen auf seine Anwerbung eine abschlägige Antwort gegeben. Röschen wurde blaß wie eine Leiche; sie sank kraftlos auf einen Stuhl, und nach einer langen Pause war ein tiefer, schwerer Seufzer die einzige Antwort, die sie aufbringen konnte.

Simbert seufzte auch und wischte sich die trocknen Augen. Vielleicht, sagte er, hat die Furcht vor der Ungnade des Herzogs die Weigerung der gnädigen Frau veranlaßt. In diesem

Falle wäre noch Rath zu schaffen, denn ich glaube nicht, daß der Widerstand von dem Fräulein herrührt. Gesetzt auch, daß sie den Fähndrich liebt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn einem Prinzen vorziehen werde, der einer der schönsten Männer des Hofes ist, und ihr ein Glück anbietet, darum eine Prinzessinn sie beneiden würde. Sind aber Beide so verblendet, daß sie dieses Glück mit Füßen treten wollen, so könnte man ihnen keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man sie nöthigte, es anzunehmen. Sie würden sich bald eines bessern besinnen, und es dem Freunde oder der Freundinn, die ihnen diesen Dienst erwiesen hätten, zeitlebens verdanken.

Sie können Recht haben, versetzte Röschen; allein wo ist dieser Freund, oder diese Freundinn?

Sie, mein Schatz, können diese Freundinn seyn, und durch eine unschuldige Gefälligkeit unser Glück auf immer befördern.

Sie scherzen, mein Lieber! was kann ich armes einfältiges Mädchen thun? Nichts, gar nichts!

Sehr viel! wiewohl es im Grunde nur auf eine Kleinigkeit ankömmt. Gesetzt, mein Prinz, um den Zorn des Herzogs, der übrigens nicht lange dauern wird, von der Frau von Landeck und ihrer Tochter abzuwenden, faßte den Entschluß, das Fräulein zu entführen, um sich durch

den Feldprediger seines Regiments in aller Stille mit ihr kopuliren zu lassen; so könnten Sie, bestes Röschen, ihm zur Erreichung seiner großmüthigen Absicht mehr als irgend jemand behülflich seyn.

Röschen sah den Unterhändler mit großen Augen an: Ich verstehe Sie nicht.

So muß ich deutlicher reden: Sie müssen uns das Haus öffnen, und uns in das Schlafzimmer des Fräuleins führen. Versteht sich des Nachts, wenn sie zu Bette liegt. Das ist es Alles!

Gott bewahre! und wenn das Fräulein um Hülfe ruft, und die gnädige Frau kömmt herbei gelaufen, so bin ich ja verloren. Nein, lieber Herr Simbert! muthen Sie mir das nicht zu.

Für das Rufen soll gesorgt werden. Wir verbinden ihr den Mund, oder setzen ihr einen Dolch auf die Brust.

Heiliger Gott! einen Dolch! meinem lieben, guten Fräulein einen Dolch! Nimmermehr! Herr Simbert; dazu helfe ich nicht. Einen Dolch! das arme Kind würde stracks in Ohnmacht sinken.

Desto besser! so wird sie nicht schreien.

Ein kalter Schauer überläuft mich. Ich hätte nicht geglaubt, Herr Simbert, daß Sie so unbarmherzig seyn könnten.

Unbarmherzig, sagen Sie? ich kenne zwanzig

Fräulein, die uns auf halbem Wege entgegen kommen würden. Eine Fürstenkrone ist wohl einer kleinen Ohnmacht werth. Doch Mademoiselle Röschen, wie ich sehe, liebt weder ihres Fräuleins, noch ihr eigenes Glück.

Röschen weinte und schwieg. Simbert sah auf seine Uhr. Es ist Zeit, daß ich zu meinem Herrn zurückkehre. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Zu Ende der Woche reisen wir nach der Stadt zurück. Sie werden mir daher erlauben, übermorgen und vielleicht auf immer Abschied von Ihnen zu nehmen. Ueberlegen Sie unterdessen wohl, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen, so machen Sie mich wenigstens nicht unglücklich. Versprechen Sie mir die heiligste Verschwiegenheit über Alles, was ich Ihnen gesagt habe. Röschen reichte ihm schluchzend die Hand. Simbert drückte einen heißen Kuß darauf, wandte sein Gesicht weg, als wollte er seine Thränen verbergen und verschwand.

Das arme Mädchen wankte mit schwerem Herzen nach Hause. Sie mußte alle ihre Kräfte zusammennehmen, um den Eindruck zu verbergen, den diese Unterredung auf sie gemacht hatte. Sie wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte. So oft ihr guter Engel ihr seine Warnungen zuflüsterte, ward er durch die Sirenenstimme der Leidenschaft, und durch die Lockungen des Versu-

chers übertäubt, in dessen Aufrichtigkeit ihre unerfahrne Jugend keinen Zweifel setzte. Noch war sie unentschlossen, ob sie Simberts Einladung zu einer letzten Zusammenkunft Folge leisten wolle, als der Prinz des andern Tages in Blumenthal erschien. Er ließ Elisen und ihrer Tochter nicht Zeit, sich von ihrer Verwirrung zu erholen. Mit einer Freundlichkeit, die sie noch vermehrte, sagte er zu ihnen: unmöglich kann ich in die Stadt zurückkehren, ohne von meinen lieben Nachbarinnen Abschied zu nehmen. Morgen, spätstens übermorgen, werde ich abreisen. Elise stammelte einige Worte der Höflichkeit, die gerade so viel sagten, als sie sagen sollten. Das Fräulein rückte einen Stuhl vor, den sie ihm anbot. Ich kann mich nicht aufhalten, antwortete er. Ich habe noch einige Abschiedsbesuche zu machen; Sie müssen mir verzeihen, daß ich den zu Blumenthal allen Andern voransetzte. Er küßte den beiden Damen die Hand, und wurde von ihnen bis an den Wagen begleitet. Eine Geistererscheinung hätte sie nicht mehr überraschen können. Der fliegende Wiski war bereits aus ihren Augen verschwunden, und noch standen sie unter dem Thorweg, und ihre Blicke schienen sich zu fragen: ob sie träumten oder wachten.

Röschen hatte im Nebenzimmer die Abschieds-Scene belauscht. Die Worte des Prinzen: mor-

gen, spätstens übermorgen, werde ich abreisen, fuhren ihr wie ein feuriger Pfeil durchs Herz. Simbert, mit seiner traurig schmachtenden Miene, wie er den glühenden Kuß auf ihre Hand drückte und seine Thränen verbarg, trat plötzlich vor ihre Phantasie, und breitete seine Arme nach ihr aus. Ihr Herz klopfte immer schneller und schneller; es legte es ihr als eine Grausamkeit aus, daß sie Anstand nehmen konnte, den liebenswürdigen Mann, der sie glücklich machen wollte, noch einmal zu sehen. Der Besuch ward beschlossen, und wäre es nur, um ihm zu sagen, daß sie unter den vorgeschriebenen Bedingungen die Seinige nicht werden könne. Sie ging zur Muhme. Simbert war nicht da. Das war ihr unerwartet; sonst kam er ihr immer zuvor. Sie saß traurig am Fenster, und bemühte sich, die Seufzer zu ersticken, die, so oft sie vergebens hinaus sah, sich aus ihrem Busen hervordrängten, indeß die geschäftige Matrone in der Stube aus- und einging, ohne sich weder um die Nichte, noch um den künftigen Neffen zu kümmern. Denn daß Simbert dieses werden wolle, hat er ihr selbst, aber freilich nur ins Ohr, anvertraut, und wie man leicht denkt, kein ungünstiges Gehör gefunden.

Endlich erschien er, und Röschen folgte ihm mit klopfendem Herzen in das Gärtchen, das

hinter dem Hause lag, und schon mehr als einmal der verschwiegene Schauplatz ihrer Zusammenkünfte war. Ich mußte mich wegstehlen, liebes Röschen, sagte er, und kann mich nur einige Augenblicke aufhalten. Ich war den ganzen Tag mit den Anstalten zu unserer Abreise beschäftigt. Doch Sie bedürfen nur eines einzigen Wortes, um zu entscheiden, ob wir uns bald, oder nie wieder sehen werden. Röschen schwieg. Sie hatte alles vergessen, was sie dem Geliebten sagen wollte, um ihn zu bewegen, seine Capitulationspunkte zu mildern. Wie! Sie schweigen, fuhr Simbert fort; ists möglich, daß Sie sich in vier und zwanzig Stunden nicht entschließen konnten, ob Sie die glückliche Gattinn eines fürstlichen Beamten werden, oder, deutsch zu sagen, die Magd einer Offizierswittwe bleiben wollen? Röschen erbebte: ach! Sie wissen ja, daß Ich Ihnen gut bin, sagte sie weinend. — Ich glaubte es, erwiederte er, bis ich einen Beweis Ihrer Liebe verlangte. Wollen Sie mir ihn geben? Wenn mein Prinz das Fräulein nicht heurathet, so können auch wir uns nicht heurathen. Ich erhalte das Amt nicht, das er mir versprochen hat, und werde den Augenblick verwünschen, da mein Herz einer Undankbaren sich hingab, die es zu spät bereuen wird, daß sie mit diesem Herzen ihr Glück von sich stieß, ihr Glück, sage ich, und

hier ist der Beweis. Lesen Sie. Er zog ein Papier hervor, darin der Prinz ihr ein Jahrgeld von zweihundert Gulden versicherte, falls er das Fräulein von Landeck heurathen würde.

Sie las, und wollte ihm mit zitternder Hand das Blatt zurückgeben. Behalten Sie's, sprach er, es hängt lediglich von Ihnen ab, ob ich übermorgen seinen Werth verlieren, oder ob Ihnen das erste Jahr voraus bezahlt werden soll. Gestehen Sie mir, daß man einen kleinen Dienst nicht großmüthiger belohnen kann. Denn was verlangt man am Ende von Ihnen? Daß Sie Ihrem Fräulein, das Sie lieben, die Thür in die Brautkammer eines Prinzen öffnen sollen. Wahrlich! Mademoiselle, Ihre Verblendung schmerzt mich eben so sehr, als die Härte, womit Sie meine Liebe verschmähen. Die Zeit ist kostbar, was wollen Sie thun? — Was Sie wollen, versetzte sie leise, und sank dem Satan in die Arme. Er drückte sie fest an seine Brust und bedeckte ihre glühenden Wangen mit Küssen.

Nun wurde der Plan des Bubenstücks verabredet. Simbert wollte am folgenden Abend um Mitternacht mit zween Gehülfen sich vor der Hinterthür des Hauses einfinden. Röschen sollte ihnen aufschließen, und sie in Augustens Schlafzimmer führen. Dieses war um so leichter, da

das Mädchen in einem Cabinet schlief, das damit zusammenhing, und außer dem alten, schwerhörigen Reitknecht Niemand diesen Theil des Hauses bewohnte. An der Hinterthür sollte ein Wagen bereit stehen, der die schöne Beute mit den Räubern auf das fürstliche Jagdschloß bringen sollte. Ist sie nur einmal dort, sagte Simbert, so wird sich das Uebrige alles geben. Das wissen Sie besser als ich, erwiederte Röschen: nur darf meinem Fräulein kein Leid geschehen, das müssen Sie mir schwören. Simbert schwor; was hätte er nicht geschworen? Auf einmal rief sie ängstlich: allein, was wird aus mir werden? Die gnädige Frau wird mich zur Rede setzen. — Auch dafür ist gesorgt. Mit Tagesanbruch wird der Prinz an sie schreiben, und sich im Namen seiner Braut ihre getreue Rosine zur Bedienung ausbitten. Sie wird ihm gewiß die Bitte nicht versagen; dann sind auch wir vereinigt, um uns nie wieder zu trennen.

Um allen weitern Bedenklichkeiten des armen Mädchens auszuweichen, beschleunigte Simbert seine Abreise. Beim Abschiede steckte er ihr einen hübschen Ring an den Finger, um, wie er sagte, ihr ebenfalls ein Pfand seines Versprechens zurück zu lassen. Dieser Talismann that seine volle Wirkung. Röschen fühlte sich plötzlich in eine Braut verwandelt, und, vom Zauberkelch täu-

schender Hoffnungen berauscht, eilte sie mit flüchtigen Schritten nach Hause.

Doch die Nacht, diese ernste Bundsgenossinn des Gewissens, verdunkelte nach und nach die lachenden Bilder, die ihrer trunkenen Seele vorschwebten. Ihre glänzenden Masken verschwanden, und bald erblickte sie nichts mehr, als scheußliche Gespenster, die sie angrinzten, oder ihr die Donnerworte: was hast du gethan? in die Ohren brüllten. Sie verschloß ihre Augen, und sah sie doch. Sie verbarg den Kopf in ihr Kissen, und hörte sie doch. Sie versuchte es, sich vor ihrem innern Richter zu entschuldigen, und fand keine Entschuldigung. Der Versucher, dessen Sophismen sie bethört hatten, war fern von ihr, und so oft sie ihn herbei rief, erschien auch er ihr in einer veränderten Gestalt. Es war nicht mehr jener einnehmende Schmeichler, dessen süße Worte ihr Herz durchglühten. Es war ein hohnlächelnder Dämon, der an einer magischen Kette sie an den Rand eines Abgrunds fortriß, und wirklich den Arm aufhob, um sie hinunter zu stürzen. Fieberfrost durchschauerte ihre Adern, und der Schweiß des Todes rieselte von ihrer Stirne. Sie weinte, sie stöhnte, sie betete. Nichts konnte ihre Marter lindern, und die Nacht verstrich ihr, ohne daß sie einen Augenblick Ruhe genossen hätte.

Als sie durch Augustens Zimmer ging, saß diese bereits an ihrem Schreibtische; sie meldete ihrem Theodor den Abschiedsbesuch des Prinzen, und freuete sich der Hoffnung, ihn nun bald wieder zu sehen. Ohne ihr heiteres, morgenröthliches Gesicht von dem Blatte abzuwenden, bot sie Röschen einen guten Morgen. Der Anblick der Holdseligen, ihr sanfter, liebeathmender Gruß war ein neuer Dolchstich in ihr Herz. Sie eilte, wie eine verfolgte Missethäterin, an ihr vorüber, und begab sich hinunter zu Elisen, die allein in der Wohnstube war, und eine Morgenbetrachtung las. Um Gottes Willen! wie siehst du aus? Röschen! rief sie im Tone einer Mutter ihr entgegen. Schon einige Tage schleichst du wie eine Leiche umher. Was fehlt Dir, mein Kind? dieses Wort brach ihr das Herz. Sie stürzte zu Elisens Füßen nieder, und rief mit gerungenen Händen: Ach, gnädige Frau! beste, gnädige Frau! vergeben Sie mir; ich will Ihnen alles gestehen. Ihre Thränen und Schluchzer hinderten sie, mehr zu sagen. Elise meinte, sie rede irre; sie suchte sie zu beruhigen und aufzurichten. Nein! nein! rief sie, lassen Sie mich! nur auf den Knieen darf ich zu Ihnen sprechen. Jetzt eröffnete sie ihr das ganze Geheimniß der Bosheit. Und so oft Elisens Miene ihr Entsetzen verrieth, unterbrachen neue Thränen und der jammernde Ausruf:

vergeben Sie mir! ihre Erzählung, die sie durch das Billet des Prinzen und durch den angeblichen Trauring bestätigte.

Fasse dich, mein Kind, sagte Elise, indem sie sie umarmte, und danke Gott, daß er dir den Gedanken eingab, statt ein Verbrechen zu begehen, es zu verhindern. Verhindern? erwiederte sie, ach! wie kann ich das? Sie werden diese Nacht kommen. Laß sie kommen, sagte Elise nach einem ernsten Stillschweigen; ich erlaube dir, sie einzulassen. Röschen sah sie mit starren, fragenden Blicken an. Glaube mir, es ist mein Ernst; nur mußt du sie, statt zu meiner Tochter, in mein Zimmer führen. Aber Auguste, das versprich mir, darf nichts von meinem Vorhaben ahnen.

Röschen fiel von neuem auf die Knie, und gelobte den heiligsten Gehorsam. Elise hätte sich mit ihrer Tochter in die Stadt flüchten, sie hätte den Schutz des Herzogs anflehen können, allein sie wollte kein Aufsehen machen, und ihr Glaube an die Menschheit, vielleicht auch eine gewisse Exaltation, die das abgeschiedene Landleben so gern in reinen Seelen erzeugt, gab ihr den Entschluß ein, sich, statt ihrer Tochter, entführen zu lassen. Dieses, dachte sie, wäre das sicherste Mittel, sie vor den Nachstellungen des Prinzen auf immer zu sichern, und vielleicht die schlafende Tugend in seinem Herzen wieder aufzuwecken. Von einem

Briefe erwartete sie diese Wirkung nicht, da der Bösewicht, der seinen Leidenschaften schmeichelte, den Eindruck des ersten vernichtet hatte.

Während Auguste sich mit ihren Blumen und mit ihren Vögeln beschäftigte, unterrichtete Elise ihre Vertraute von Allem, was sie zu thun hatte. Sie gab ihre Befehle mit einer Ruhe, die dem Mädchen eine heitere Zuversicht einflößte, welche ihr nicht erlaubte, an sich selbst, und an die Folgen zu denken, die ihr Bekenntniß für sie haben konnte. Der Tag verstrich unter den gewöhnlichen Beschäftigungen. Kein Blick, keine Miene verrieth die ernsten Arbeiten ihrer Seele. Beim Abendessen war sie heiter, und unterhielt Augusten von ihrem Theodor und von der stillen Feyer, womit der Tag ihrer Verbindung begangen werden sollte. Nur im Augenblicke des Schlafengehens, als das holde Mädchen sich mit vollem Herzen in ihre Arme warf, hatte sie Mühe, ihre Bewegung zu verbergen, und die Thräne wegzublinzen, die ihr ins Auge stieg.

Röschen begleitete sie in ihr Schlafzimmer. Sie übergab dem Mädchen eine Florkappe und eine seidene Douillette mit dem Befehle, sie ihr im Augenblick umzuwerfen, da sie sich ohnmächtig anstellen würde. Sie zog ihr bestes Nachtgewand an, und blieb halb angekleidet. Um diese Vorsicht zu verbergen, empfahl sie Röschen, mit

aller Sorgfalt zu verhindern, daß Simbert und seine Gefährten ihr mit keinem Lichte zu nahe kämen. Sie selber löschte das ihrige aus, so bald ihre Anstalten getroffen waren, und Röschen sich in das Nebengemach begeben hatte.

Die Nacht war kühl und dunkel; sie erwartete die zwölfte Stunde in einem Armstuhle. Beim ersten Schlage befahl sie dem Mädchen, sich an ihren Posten zu begeben, nachdem sie die Thüren von Augustens Zimmer, die auf die Hausflur und in Röschens Kammer führten, in aller Stille abgeschlossen hatte. Nun legte sie sich zu Bette, und erwartete mit klopfendem Herzen den entscheidenden Augenblick.

Elisens Wohnung lag am Ende des Dorfes und stieß auf eine Nebenstraße, in welcher Simbert und seine Gefährten bereits mit einem wohlverschlossenen Wagen angelangt waren. Röschen war, der Abrede gemäß, ohne Licht. Kaum öffnete sie die Thür, so trat Simbert ihr mit einer Blendlaterne entgegen. Ist Alles bereit, mein Schätzchen? — Alles; erwiederte sie schluchzend. Er sprach ihr Muth ein, ergriff sie beim Arme und schlich mit ihr die Hintertreppe hinauf. Seine Begleiter, zween Bediente des Prinzen, folgten ihm. Alle hatten Masken vor dem Gesicht und waren in weite Mäntel gehüllt. Vor Röschens Kammer hielten sie einen Augenblick still. Sim-

bert wiederholte ihnen seine Befehle; der dringendste vor allen war: alles Geräusch zu vermeiden.

Röschen öffnete ihre Kammerthür, die auf den Vorsaal stieß; sie ließ Simberten vorangehen. Das Bewußtseyn ihrer guten That hatte sie verlassen. Sie bebte, gleich einer Verbrecherinn, die den Rabenstein betritt. Beim Eintritt in Elisens Zimmer reichte Simbert ihr die Laterne und nahte sich dem Bette. Der Umhang war vorgezogen; Simbert schlug ihn zurück. Elise schien aus einem tiefen Schlafe aufzufahren. Bist du's, Röschen? Was willst du? sagte sie mit leiser, erschrockener Stimme. — Seyn Sie ruhig, gnädiges Fräulein, es soll Ihnen kein Leid geschehen. Bei diesen Worten faßte Simbert sie an den Armen. — Ach Gott! Räuber! rief sie, und schien in Ohnmacht zu sinken.

Simbert zog ein seidenes Tuch hervor, und wollte ihr den Mund verbinden. Das will ich thun, sagte Röschen, indem sie die Laterne auf eine seitwärts stehende Commode setzte. Sie verband ihr den Mund, und zog ihr die Florkappe über das Gesicht, die sie aus ihrer Kammer mitgenommen hatte. Gott! sie ist ohnmächtig, rief sie. — Desto besser! erwiederte Simbert. Nur hurtig fortgemacht, damit wir sie in den Wagen bringen, ehe sie zu sich kömmt! Sie ward aus

dem Bette gehoben, und Röschen warf ihr die Douillette um; dann nahm sie die Laterne, und ging den Räubern voran, die ihr in tiefster Stille, gleich Meuchelmördern, folgten, die das Opfer ihres Bubenstücks heimlich begraben wollen. Elise ward in den Wagen gelegt. Simbert setzte sich neben sie. Einer von den Bedienten nahm den Rücksitz ein, der Andere stieg zu Pferde, um voran zu reiten. Die Gläser und Vorhänge wurden aufgezogen, und der Wagen rollte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon.

Nach einigen Minuten schien Elise aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Wo bin ich? Hülfe! Hülfe! rief sie, so laut ihr Mundschleyer es ihr erlaubte. Sie stellte sich an, als wollte sie ihn wegreißen. Simbert hielt ihr die Hände. Ihre Mühe ist vergebens, gnädiges Fräulein. Fassen Sie sich, wir sind keine Räuber; wir führen Sie Ihrem Glücke entgegen. — Wohin? — In die Arme eines fürstlichen Gemahls, antworte Simbert. Elise warf sich schweigend in die Ecke des Wagens zurück, und sprach kein Wort mehr auf dem ganzen Wege. In weniger als einer halben Stunde hielt der Wagen im Hofe des Jagdschlosses still. Elise wurde dem Scheine nach halb ohnmächtig herausgehoben, und in ein Zimmer des Erdgeschosses gebracht, das mehrere Wachslichter erleuchteten. Man setzte sie auf eine Otto-

manne. Simbert wollte ihr den Mund los binden; sie stieß ihn zurück, und löste die Binde selbst ab, ohne die Florkappe wegzunehmen. Der Elende verließ sie mit einer stummen Verbeugung, und sie hörte ihn die Thür verschließen, die nach dem Hofe führte.

Kaum hatte er sich entfernt, so kam der Prinz aus seinem Nebenzimmer mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Elise richtete sich auf, riß die Florkappe ab, und stand wie ein strafender Schutzengel vor dem erstarrten Sünder. Er hatte die Lippen zum Sprechen geöffnet; sie blieben geöffnet, aber seine Zunge war gelähmt. Nicht vor mir, Prinz, sagte Elise, mit ernster feierlicher Stimme, sondern vor sich selbst sollten Sie erschrecken. Mir sollten Sie danken, daß ich Ihnen ein Verbrechen erspart habe. Das Wort Verbrechen trieb eine glühende Röthe auf sein todblasses Gesicht. Ein Verbrechen, sage ich, das, auch mißlungen, Ihnen, wo nicht die Ahndung des Gesetzes, doch gewiß die höchste Ungnade Ihres Oheims zuziehen würde, wenn ich seine Gerechtigkeit um Hülfe anrufen wollte. Doch nicht bei ihm, bei Ihnen selbst, Prinz, will ich Sie verklagen. Ihr Herz war einst edel und rechtschaffen; ihm überlasse ich Ihre Bestrafung. Hier sind die Zeugen, die vor einem fremden Richter gegen Sie sprechen würden. Sie über-

gab ihm das Billet und den Ring, die Röschen von Simberten empfangen hatte.

Nun bekam der Prinz die Sprache wieder. Bei Gott! rief er, Sie sind ein großes Weib! Eine Mutter, wollen Sie sagen, versetzte Elise. Doch es ist Zeit, daß ich nach Hause zurück kehre. Meine Tochter darf nichts von meiner Abwesenheit erfahren; ich bitte Euer Durchlaucht, die Befehle zu meiner Rückreise zu geben. Der Prinz klingelte, schloß die Thür auf, und sagte zum heraneilenden Bedienten: laß den Augenblick wieder anspannen. Wenn Sie mir vergeben haben, sagte er dann zu Elisen, so werden Sie mir erlauben, Sie zurück zu begleiten. Ich habe Ihnen vergeben; allein ich bedarf der Einsamkeit, und ich denke, auch Sie werden gerne mit sich allein seyn. Der Prinz ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz. Diese Stunde werde ich nie vergessen, und wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig werde, so hoffe ich, Sie sollen sich ihrer Folgen freuen. Noch einige Minuten saß er neben Elisen auf der Ottomanne. Schweigend warf er von Zeit zu Zeit einen schamvollen Blick auf das verklärte Antlitz der Heldinn; aber sein Blick konnte nicht darauf verweilen. Die Majestät der Tugend schreckte ihn zurück. Der Wagen fuhr vor; der Prinz begleitete sie bis an den

Schlag. Ehrerbietiger hätte er sich von keiner Königinn beurlauben können.

Ihre Rückkehr wurde beinahe eben so schnell bewerkstelliget, als ihre Hinreise. Ein heiliges, namenloses Gefühl der Andacht und der Wonne wiegte sie in eine himmlische Entzückung, aus der sie nicht eher erwachte, als bis der Bediente des Prinzen den Schlag öffnete, und Röschen mit weinenden Augen und lachendem Munde sie bewillkommnete. Sie war kaum anderthalb Stunden abwesend, die das gute Mädchen in der bängsten Unruhe zugebracht hatte. Nun war ihre Freude grenzenlos, besonders als Elise ihr sagte, daß sie alle Ursach habe, mit dem Erfolg ihres Schrittes zufrieden zu seyn. Ich werde es nie vergessen, mein Kind, setzte sie hinzu, daß ich diesen Erfolg deiner Treue zu danken habe. Röschen sank ihr zu Füßen; sie umarmte ihre Knie. Hätte Elise in diesem Moment ihr Blut gefordert, es würde für sie geflossen seyn. Sie mußte ihr das heiligste Stillschweigen über die ganze Begebenheit angeloben. Man kann leicht denken, daß der Prinz seinen Gehülfen die gleiche Verpflichtung auflegte.

Am folgenden Tage reiste er wirklich in die Residenz zurück. Sein erstes Geschäft war, daß er Simberten fortschaffte. Er schickte ihn als Oberförster auf seine Güter. Betrachte das Aemt-

chen nicht als eine Belohnung, sagte er zu ihm; da ich dich zum Schurken machen half, so muß ich dir Gelegenheit geben, ein ehrlicher Mann zu werden. Benutzest du sie nicht, so wirst du einen unerbittlichen Richter an mir finden.

Auguste war dasmal früher als ihre Mutter. Gleich dem Säugling, der in seiner Wiege des erquickenden Schlafes genießt, indeß die wachende Mutter jede Gefahr von ihm abwendet, hatte sie von der Scene der verwichenen Nacht nicht das mindeste geahnet. Als Elise herunter kam, lief sie ihr mit offenen Armen entgegen. Sie müssen recht gut geruhet haben; so frisch, so blühend sind Sie schon lange nicht aufgestanden. — Das macht, mein Kind, ich hatte einen süßen prophetischen Traum, der mein Blut erfrischte. Mir träumte, daß ich dich deinem Theodor in die Arme führte, und es war mir, als geschäh' es an meinem Geburtstage; den wir zu Ende des Monats feiern werden. Ich erlaube dir, deinem Geliebten meinen Traum zu erzählen.

Auguste lag noch am Busen ihrer Mutter, als Röschen ihnen die Nachricht von der Abreise des Prinzen überbrachte, die sie im Dorfe erfahren hatte. Nun wird auch Theodor uns bald wieder besuchen können, rief Auguste frohlockend. Auch auf ihrer Mutter Stirne glänzte die Freude.

Sie fand in dieser Abreise eine Gewährschaft, daß der Prinz seiner Leidenschaft entsagt habe.

Theodor ließ sich nicht lange erwarten; er kam mit seiner Mutter und Schwester auf den Flügeln der Liebe nach Blumenthal. Nach den ersten Entzückungen des Wiedersehens erzählte er Elisen, daß der Prinz am Tage nach seiner Ankunft ihn rufen ließ, und ihm das Patent eines Stabsrittmeisters bei seinem Dragonerregimente zustellte. Ich höre, Sie werden sich bald mit der liebenswürdigen Auguste verheirathen. Mein Regiment kantonnirt nur zwo Meilen von Blumenthal; es muß Ihnen angenehm seyn, in der Nachbarschaft Ihrer Familie zu leben. Sie bekommen ein seltenes Mädchen zur Frau, und eine noch seltnere Frau zur Schwiegermutter. Bringen Sie ihnen meinen Gruß, und bleiben Sie stets Ihres Glückes würdig. Theodor blieb es.

Schon dreimal feierte Auguste, im Kreise der Ihrigen, das Jahrgedächtniß ihrer Verbindung, und jedesmal sagte sie in ihrer Mutter und in Theodors Armen: ich bin glücklich, noch glücklicher als im vorigen Jahre. Auch Prinz Adolph hielt Wort, und seine Rückkehr zur Tugend wurde vom Herzog durch die Hand seiner reizenden Tochter belohnt.

Therese.

Eine Hirtengeschichte.

In einem der grasreichen Thäler, das der junge Rhein bewässert, und ein Arm der rhätischen Alpen umschlingt, lag Florentin im Schatten eines düstern Gebüsches und heftete seinen Blick auf ein Paar Ringeltauben, die auf einer Steinesche mit traulicher Einsamkeit ihr Nest bauten. Von Zeit zu Zeit glitt eine große Thräne über seine Wange, und ein wilder Seufzer entströmte seinem beklommenen Busen. Seine Ziegen, der Wache des Hundes überlassen, irrten fröhlich auf der fetten Weide umher, indeß aus dem benachbarten Schilfe die melancholische Stimme des Rohrdommels die wortlosen Accente seines Grames begleitete.

Plötzlich ward er durch das Bellen seines Hundes aus seinem schweren Traum erweckt, und ein junger Kriegsmann stand mit Schweiße bedeckt an seiner Seite. Guten Abend, mein Freund, sagte er zum aufspringenden Hirten, der seinen Stab ergriff, und sich mit glühendem Gesichte dem Fremden entgegenstellte. Guten Abend,

brummte dieser halb leise, und seine Lippen bebten, und grollende Wuth blitzte aus seinen Augen.

Möchtet ihr mir nicht den Weg nach Meyenfeld weisen? Den Weg nach der Hölle, wenn ich ihn wüßte. Euer Rock sagt mir, daß ihr auch einer von denen seyd, die unsere Hütten plündern, und die Unschuld unserer Dirnen morden.

Viele meiner Kameraden mögen diesen Vorwurf verdienen; ich verdiene ihn nicht.

So seyd ihr doch ein Deutscher, oder vielleicht gar ein Schweizer, der gegen sein Vaterland streitet.

Auch das bin ich nicht. Schon mehr als hundert Jahre steht mein Geburtsland unter der Herrschaft der Franken.

Dieser Geiseln der Menschheit, die den Frieden aus unsern stillen Fluren vertrieben haben. Warum folgtet ihr ihren Blutfahnen?

Weil ich mußte; ich ward aus dem Gewölbe eines Kaufmanns fortgerissen, und aus den Armen einer Geliebten, die ich, ach! auf immer verloren habe.

Ihr habt eure Geliebte verloren? Hier meine Hand, wir sind Freunde. Ward sie euch auch geraubt? Wer raubte sie euch?

Der Tod; erst gestern erhielt ich die schreckliche Nachricht; und um ungesehen weinen und

ungehört seufzen zu können, schweife ich seit der Morgendämmerung in diesen Gebirgen umher.

Ich will euch zurecht weisen, allein ihr werdet müde und hungrig seyn; ruht ein wenig aus. Meyenfeld liegt kaum eine halbe Meile von hier; ihr werdet noch immer vor Nacht hinkommen.

Jetzt öffnete Florentin seine Hirtentasche und langte ein kleines Gerstenbrod und ein Stück weißen Käse heraus. Hier esset und in dieser Kürbisflasche ist frische Ziegenmilch, die wird euern Durst löschen.

Der junge Kriegsmann lagerte sich neben dem Hirten ins Gras; er war erschöpft und genoß dankbar die Gabe seines neuen Gastfreundes. Ihr müßt unglücklich seyn, sagte er zu ihm, sonst wäre der Unglückliche euch nicht so willkommen. Unglücklich? erwiederte der Hirt; dies Wort mag euch genügen, für mich sagt es zu wenig. Ich habe noch keinen Namen gefunden für das, was ich leide. Ich beneide euch, daß euer Mädchen nur todt ist; meine Therese wurde von zwey Bösewichtern weggeführt, und ich weiß nicht, aber errathen kann ichs, was aus ihr geworden ist. Ha! daß ich sie nicht erreichte, daß ich sie nicht ausspüren konnte! Ich erfuhr es zu spät. Theresens Hütte liegt dort über dem Walde; sie weidete ihre Heerde in einem buschigen Grunde; da kamen die Buben und raubten ihr zwey der

schönsten Schafe. Sie folgte ihnen von ferne bis nach Meyenfeld; aber sie fand kein Recht bey ihrem Hauptmann. Man rieth ihr nach Chur zum Obersten zu gehen; das unglückliche Mädchen machte sich auf den Weg; mehr konnte ich nicht erfahren, denn als ich des folgenden Morgens beym Obersten nachfragte, ward ich mit Hohngelächter von ihm abgewiesen. Heute sinds 14 Tage und noch ist Therese nicht zurück, und weder ich noch ihre trostlose Mutter wissen, wo sie hingekommen ist?

Wie bedaure ich euch, armer Jüngling! versetzte der Fremde; ach, ich weiß ja, was es heißt, eine Geliebte verlieren. Ihr waret doch ihres Herzens gewiß?

Sie wollte ja mein Weib werden; bey der letzten Kirchweihe sagte ich ihr zum erstenmal, daß ich ihr gut sey; sie ward roth, aber sie floh mich nicht. So oft ich sie zum Tanz aufforderte, nahm sie meine Hand an, und als ich sie heimführte, erlaubte sie mir, sie am folgenden Sonntage zu besuchen. Ich that es, und so wurden wir immer näher und näher bekannt, und endlich erlaubte sie mir, bey ihrer Mutter um sie zu werben. Meine Therese ist noch zu jung, sagte die Mutter, aber auf künftiges Jahr mögt ihr euch heirathen. Sie legte unsere Hände zusammen; und nun hieß Therese mich immer ih-

ren Florentin, ihren lieben Florentin. Das Körbchen, das ich ihr geflochten, kam nie von ihrem Arme, und das Eichhörnchen, das ich ihr diesen Frühling brachte, saß immer auf ihrer Schulter und aß aus ihrer Hand. Sie sang nur die Lieder, die ich sie lehrte, und oft, wenn ich meine Schallmey dazu blies, sah sie mir liebreich ins Auge und sagte: keiner in der Stadt könne besser blasen.

Wie! sie kam in die Stadt?

Nur einmal auf acht Tage; aber ich wollte, daß sie nie dort gewesen wäre. Sie hat da eine alte Base, die ihr den Kopf mit allerhand Possen anfüllte, und sie gegen das Hirtenleben einnahm. Seit dieser Zeit sprach sie unaufhörlich von der Stadt; sie wollte eine Näherinn, und ich sollte ein Spielmann werden, und so, sagte sie, würden wir dort ein reichliches Brod finden. Die Base hatte ihr einige Bänder geschenkt, womit sie ihren Sonntagshut auszierte, und wenn sie ihn aufhatte, so überraschte ich sie oft, wie sie sich im Teiche besah, an dessen Ufer ihre Hütte liegt. Dieses that sie zuvor nie, und als ich mit ihr darüber scherzte, ward sie böse und schmollte mit mir.

Ist das Mädchen schön?

Ja wohl, die schönste Blume des Thales, blühend wie eine Rose und schlank wie eine Gemse.

Ihre Haare wallten in dicken braunen Locken um ihren Nacken; seitdem sie in der Stadt war, strich sie die vordersten über die Stirne und dann blitzten ihre schwarzen Augen so feurig unter dem dunkeln Walde hervor, daß es mir nicht mehr so wohl that, sie anzusehen; auch das sagte ich ihr einmal, sie lachte und antwortete: man sieht wohl, daß du nicht weißt, was schön ist; geh einmal in die Stadt, so wirst du sehen, daß alle Mädchen sich so tragen.

Ist sie groß?

Sehr groß für ihr Alter; sie ist erst sechszehn Jahre. Die andern Mädchen fanden nichts an ihr zu tadeln, als daß sie zu groß sey. Was fehlt euch? Ihr schaudert.

Ha! möge meine Muthmaßung trügen!

Wie so? O redet, habt ihr sie gesehen?

Gesehen, oder doch ein Bild, das eurer Schilderung ähnlich ist.

Wo das, wo? ich will sie aufsuchen, ich will sie erlösen.

Armer Jüngling! wenn die, so ich sah, deine Therese war, so suche sie nicht auf, sie ist deiner nicht mehr werth.

Heilige Mutter! Hört, Freund, glaubt ihr noch an Gott?

Welche Frage! ja, ich glaube an Gott.

Nun so bitte ich euch um Gottes Willen, sagt mir, was ihr von ihr wisset.

Als ich vor einigen Tagen von meinem Hauptmanne an den Obersten abgeschickt ward, und, während man mich anmeldete, vor seinem Quartier auf und abging, sah ich ein schönes, großes, braunlockiges Mädchen, kurz das Ebenbild eurer Therese, neben ihm im Fenster liegen. Er hatte seine Arme um ihren Nacken geschlungen, und sie lächelte ihm freundlich ins Gesicht. Sie mußte ihm auf französisch die Worte ich liebe dich nachsprechen; dann redete er deutsch mit ihr, so gut ers kann, und das Mädchen redete die Sprache des Landes.

Florentin sprang auf, alle Muskeln seines Gesichtes zuckten: Sie ists, o sie ists, rief er im Tone der Verzweiflung, morgen gehe ich in die Stadt; ich will sie sehen, ich will wissen, ob ich sie blos verachten oder rächen muß; doch ihr sagtet ja, sie habe ihn angelächelt, sie habe ihm gesagt, daß sie ihn liebe. O Therese! Therese! du hast deinen Florentin vergessen; du hast dein Herz, das nicht mehr dein war, an einen Fremden verkauft, und ihm dein Heiligstes in den Kauf gegeben.

Was ihr mir von der Eitelkeit des Mädchens sagtet, erwiederte der junge Krieger, macht mir eure Vermuthung nur allzu wahrscheinlich. Schon

oft war die Eitelkeit die Zerstörerinn der Unschuld; dennoch können wir uns beyde irren. Ich billige daher euer Vorhaben; seyd aber wohl auf eurer Hut; der Oberste ist ein heftiger Mann, der leicht beleidigt wird und keine Beleidigung verzeiht.

O ich fürchte ihn nicht, bey Gott! ich fürchte ihn nicht; ich habe ja nichts mehr zu verlieren als mein Leben.

Und dies wollet ihr einer Treulosen aufopfern? Wenn das Mädchen sich ihm freywillig ergeben hat, so . . . . . .

So ist sie . . . . . . o ich mag das Wort nicht aussprechen; doch ich muß mit meinen eigenen Augen sehen, was sie ist. Der Oberste wohnt doch noch immer auf dem Markte, der Kirche gegenüber?

Ja, in einem grauen Hause, gleich auf dem ersten Boden. Doch es ist Zeit, daß ich gehe; wollt ihr mir den Weg nach Meyenfeld weisen, mein Freund?

Florentin führte den Soldaten auf einen Hügel, von dem er den Flecken erblickte. Unterweges sprach er nichts; nur begleitete zuweilen der Name Therese seine tiefen Seufzer. Nun erkenne ich mich, sagte der Fremde, als sie den Hügel erstiegen hatten, und bedarf keines Füh-

ters mehr. Lebe wohl, guter, biederer Jüngling; Gott tröste uns alle beyde.

Florentin drückte schweigend seine Hand, beyder Augen füllten sich mit Thränen; endlich sagte der Hirt mit dumpfer Stimme: Lebe wohl, wir werden uns nie wieder sehen. Aber nie vergessen, rief der Fremdling dem Hirten nach, der, wie von einem Raubthiere verfolgt, durch das Gebüsch davon schlüpfte.

Er eilte zu Theresens Mutter; beim Eintritt in die Hütte fand er sie und ihre Tochter Mariane in Thränen. Er war außer Athem. Bringst du uns Nachricht von Theresen? riefen beyde ihm entgegen. Heiliger Gott, wie siehst du aus! Florentin faßte sich. Nein, aber morgen hoffe ich etwas von ihr zu erfahren. Ich gehe in die Stadt und wollte dich, liebe Mariane, bitten, mir bis gegen Abend meine Ziegen zu hüten; die Mutter wird es wohl erlauben; ich werde zeitig zurückkommen. Warum nicht, antwortete Sabine; ich will indessen auf unsere Herde Acht haben; du unternimmst ja für uns diese Reise. Nun that sie mancherley Fragen an den Hirten; er wich ihnen aus und verbarg ihr sorgfältig seine traurige Entdeckung. Er ersann einen Vorwand, um seinen Besuch abzukürzen, und Mariane begleitete ihn unter die Pappeln, die den Teich umkränzten. Weißt du wirklich

nichts von ihr? sagte sie zu ihm, ein trauriges Geheimniß scheint auf deiner Stirne zu ruhen, du Guter! blässer kann keine Leiche seyn als du, da du in unsere Hütte tratst. Frage mich nichts, liebe Mariane, antwortete er, aber morgen, wenn ich aus der Stadt komme, will ich dir sagen, was ich erfahren werde. Mariane sah ihm forschend ins Gesicht. Florentin wandte es ab, um seine Thränen zu verbergen. Die Mutter möchte etwas Schlimmes ahnen, kehre zu ihr zurück, bestes Mädchen; also sprach er und eilte davon. Bestes Mädchen, seufzte Mariane, indem sie ihm nachsah; nun ja, du darfst wohl wissen, daß Therese nur schöner, aber nicht besser war, als ich. Doch daß ich mehr, als Therese, dich liebte, das sollst du nie erfahren.

Mariane war ein angenehmes Geschöpf; zwey Jahre älter als Therese, aber neben ihr hörte sie auf, schön zu seyn. Sie hatte weder die hohe Nymphengestalt, noch das blitzende Auge der Schwester. Die Blicke des ihrigen waren sanft und schmachtend; sie verriethen die tiefen Gefühle einer weichen Seele. Schon lange liebte sie den Hirten; als sie aber sah, daß sein Herz sich zu ihrer Schwester neigte, bekämpfte sie ihre Liebe, und wenn es ihr nicht gelang, sie zu besiegen, so fand sie doch in sich Stärke genug, sie zu verbergen. Sie fühlte die ganze Größe ihres Opfers,

aber sie fühlte nicht ihre eigene Größe, die dieses Opfer vollführte.

Florentin erreichte bey einbrechender Nacht seine Hütte. Ganz mit dem Plane seiner Reise beschäftigt, las er drey seiner schönsten Ziegenkäse aus, die er in die Stadt zu Markte tragen wollte. Gewöhnlich ersparten die Aufkäufer ihm die Mühe; nun aber sollte diese Waare ihm den Weg in die Wohnung des Obersten öffnen. Er warf sich auf sein Lager; allein das Bild Theresens, das ihm immer vorschwebte, hinderte sein Auge, sich zu schließen, und seine Thränen befeuchteten den Pfühl, auf dem er sein Haupt unruhig umherwarf.

Als das Morgenroth anbrach, machte er sich auf, hing seine Hirtentasche um, und trieb seine Herde nach der Gegend, wo Mariane herkommen sollte. Er sah sie bald mit leichtem Schritte dem Fichtenwald entschweben. Ein höheres Karmin färbte ihre bräunliche Wange, als Florentin ihr die Hand reichte, und eine aufsteigende Thräne hell wie die Thautropfen, die an der Wachholderstaude flimmerten, erhöhte den matten Glanz ihres Auges. Der Hirt blickte in diesen reinen Spiegel ihrer Seele; sie ließ ihn aber nichts als Mitleid und holdes Wohlwollen darin lesen. Theresens Schwester war auch ihm Schwester; ihre Freundschaft war ihm heilig, aber heut ent-

stieg ihn zum ersten Male der Wunsch: o daß Therese dieses Etwas, das ich nicht zu nennen weiß, besessen hätte! Dieses Etwas war jene sanfte Taubeneinfalt, welche die unverdorbenen Kinder der Natur schmücket, deren Namen aber nur dem gebildeten Städter bekannt ist.

Florentins Herz war zu voll, als daß er hätte sprechen können. Noch immer hielt er schweigend die Hand des Mädchens in der seinigen; er drückte sie immer fester und fester; nicht nur die Liebe, sondern auch der Schmerz bedient sich dieser Sprache, um das auszudrücken, was Worte nicht sagen können. Jetzt ließ er ihre Hand sinken und stürzte sich in das Dickicht.

Eine abwechselnde Strecke von Hügeln und Thälern trennte ihn von der Stadt; um sie zu erreichen, hätte ein fremder Reisender drey Meilen gezählt; Florentin legte den Weg auf unbetretenen Pfaden in drey Stunden zurück. Sein Herz klopfte laut, und sein Stab zitterte in seiner Hand, als er zum Thore hereintrat. Er ging gerade auf die Wohnung des Obersten zu. Da er seine Waare der Schildwache vorwies, so ließ sie ihn ungehindert ins Haus. Er sammelte sich einen Augenblick, und als ihm eine halb offene Thür ins Auge fiel, faßte er Muth und schlich sich sachte hinein.

Stumm und starr, als ob sich plötzlich ein

Abgrund zu seinen Füßen öffnete, blieb er stehen, als er Theresen, wie eine Städterin geputzt, auf dem Schoße des Obersten erblickte, der ihr eine Schaale Schokolate reichte. Sie schmiegte ihr Gesicht an das seinige, und war eben im Begriffe, ihm die Schaale abzunehmen, als sie den todtblassen Florentin gewahr wurde. Sie stieß einen gellenden Schrey aus, fuhr auf und stürzte sich in das Nebenzimmer; der Oberste sah sich um und rannte mit einem fürchterlichen Fluche auf den Hirten zu, der vor Schrecken seine Käse fallen ließ, und mit der Schnelligkeit des Blitzes davon eilte. Umsonst versuchte es die Schildwache ihn aufzuhalten; er entrann durch einen benachbarten Thorweg in ein Gäßchen, durch welches er unbemerkt das entgegengesetzte Stadtthor erreichte. Wie von einem Gespenste verfolgt, entfloh er durch die Weinberge und Baumgärten in ein kleines Gehölz, das auf den Fußpfad stieß, der ihn dem Schauplatze seiner Schande zugeführt hatte.

Seine Flucht ersparte dem Obersten ein neues Verbrechen; er war Theresen in das Nebenzimmer nachgerannt; sie lag ohnmächtig auf der Erde. Lange versuchte ers umsonst, sie zu sich zu bringen; endlich öffnete sie die Augen, sie warf einen starren schüchternen Blick um sich her. Wo ist er, stammelte sie; ist er fort? Wer war der Lümmel?

sagte der Oberste. Ach, erwiederte sie, ein Hirt von unserer Flur; der wird meinen Aufenthalt verrathen. Das wird er wohl bleiben lassen, antwortete der Tyrann, lief hinaus und befahl seinen Bedienten, dem Flüchtling nachzusetzen. Hätten sie ihn gefunden, so wäre er im ersten Augenblick ein Opfer seiner Wuth geworden. Bey kälterer Ueberlegung schien es ihm rathsamer, alles Aufsehen zu vermeiden, sonst würde seine Rache den Unglücklichen bis in seine Hütte verfolgt haben.

Von Kummer und Müdigkeit erschöpft, langte Florentin, noch ehe die Sonne sich hinter den Felsenspitzen verbarg, in dem schattigen Gebüsch an, wo Mariane seine Ziegen weidete. Sie lief ihm mit ungeduldiger Neugier entgegen; als sie ihm näher kam, blieb sie plötzlich stehen: dein Anblick sagt mir Alles, rief sie mit aufgehabenen Händen, sie ist verloren. Ja wohl verloren, antwortete Florentin schluchzend, an Leib und Seele verloren; ich fand das verirrte Täubchen in den Klauen eines Geyers. Mariane sank in die Arme des Hirten; ihre Thränen rieselten auf ihren ängstlich klopfenden Busen.

Lange fehlte es dem armen Jüngling an Kraft, was er gesehen hatte, zu erzählen, und als ers versuchte, unterbrachen ihn die Seufzer und Klagen der trostlosen Schwester bey jedem Worte.

Sie saßen beysammen im Grase; Marianens Hand lag in seiner Hand. Ihre Gefühle waren nicht ganz dieselben; dennoch beantwortete die Hand des andern jeden Druck, den sie empfing, und wenn Florentin um seine Geliebte klagte, flossen Marianens Thränen für beyde. Florentins Herz war zu gut, um nicht diese treue Theilnahme an seinem Kummer zu bemerken. Dieses hättest du mir nicht gethan, liebe Mariane, sprach er zu ihr, als sie ihm mitleidig ins Auge sah; sie senkte ihren Blick und erröthete. Mein Herz sagt nein, antwortete sie leise, warum sollte nicht auch mein Mund nein sagen? Nun so laß mich dies Herz an das meinige drücken und einen ewigen Bund der Freundschaft schließen. Mariane zitterte, als der Hirt sie in seine Arme schloß; sie fing an sich vor ihr selbst zu fürchten; sie erinnerte sich, was ihr Sieg sie gekostet hatte. Du weißt ja, erwiederte sie, daß ich schon lange deine Freundinn bin. Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner armen Mutter zurückkehre; wie lang wird ihr dieser Tag geworden seyn! Ach, was werde ich ihr sagen! Ich gehe mit dir, versetzte der Hirt, aber ich glaube, es wäre Sünde, ihr die Wahrheit zu entdecken; ich will ihr blos sagen, daß ich unsere Therese nicht gefunden habe; ach, ich werde sie ja durch diesen Bericht nicht belügen.

Auf dem Wege sprachen beyde wenig; jedes

glaubte mit seinem Herzen allein zu seyn. Nur von Zeit zu Zeit wurden sie einander sichtbar und knüpften ein Gespräch an, das sie bald wieder in sich selbst zurückführte. Sabine erwartete sie auf der Bank vor ihrer Hütte, die ein Kirschbaum beschattete: du kömmst allein? rief sie dem Hirten zu, ach, du hast sie also nicht gefunden! Nein, antwortete Florentin, mein Gang war vergebens. Sabine weinte, und ihre Zähren flossen noch, als Florentin, vom blassen Lichte des Mondes geleitet, nach seiner Hütte zurückkehrte.

Theresens Bild schwebte ihm stets zur Seite, und es verließ ihn nicht auf seinem einsamen Lager. Immer sah er sie am Busen ihres Verführers liegen, und noch im Prunke des Lasters schien sie ihm das schönste aller menschlichen Geschöpfe. Aber er beklagte den Verlust ihrer Unschuld noch mehr, als den Verlust ihrer Liebe, und wenn er in den folgenden Tagen sich mit Marianen unterhielt, sagte er oft: Ach! wäre sie nur nicht gefallen, so könnte ichs verschmerzen, daß sie mein Herz wegwarf; ich allein wäre dann unglücklich gewesen, aber nun ist sie unglücklicher, weit unglücklicher als ich. Wenn er so redete, sah Mariane ihn wehmüthig an; ihre Seufzer antworteten seinen Seufzern, oder sie drückte die Hand des Jünglings, wenn er ihr

die stillen Thränen abtrocknete. Bisweilen lehnte sie sich weg von ihm, wenn sie fühlte, daß ihr Herz dem Herzen zu nahe kam, das so ganz allein für ihre Schwester schlug.

In einer schwülen Nacht lag Florentin unentkleidet auf seinem Bette; er hatte seine Ziegen in den Stall getrieben, um sie vor dem drohendem Gewitter zu schützen. Seine beklommene Brust athmete das erquickende Lüftchen, das zu seinem offenen Fenster hereinströmte. Plötzlich erblickte er bey dem Schimmer eines Blitzes eine weiße Gestalt vor der Oeffnung; sie glich Theresen, wie er sie auf dem Schoße ihres Verderbers sah; aber ihr Antlitz war blaß, wie das Antlitz einer Abgeschiedenen. Ein Schauer überlief ihn; doch er faßte sich und erhob sein Haupt, um sich zu versichern, ob er recht gesehen habe; allein die Gestalt war verschwunden. Ein zweiter Blitz machte sie ihm zum andern Male sichtbar, und jetzt glaubte er sie ächzen zu hören. Ach Therese! meine Therese! seufzte er leise und setzte sich aufrecht, und sah nichts mehr; aber es war ihm, als hörte er eine dumpfe Stimme seinen Namen aussprechen. Nun sprang er von seinem Bette, und taumelte zur Hütte heraus, eben da ein zückender Strahl die schwarzen Schatten von neuem zertheilte. Sein schwefelblaues Licht zeigte ihm deutlich die weiße Gestalt, die mit der Schnel-

ligkeit eines Irrwisches durch das Gebüsch entschlüpfte. Therese! ach Therese! bist du es, rief Florentin, indem er ihr nachrannte. Noch hatte er sie nicht erreicht, als ein fürchterlicher Donnerschlag die Luft und die Erde erschütterte, und das Phantom niederzuschmettern schien, es war Therese, die zwey Schritte von ihm ohnmächtig zu Boden stürzte. Florentin zweifelte nicht mehr; er warf sich neben ihr hin und faßte sie beim Arme; ha, rief er, es ist nicht dein Geist, du selbst bist es; er berührte ihr Gesicht; der kalte Schweiß des Todes, der ihrer Stirn entquoll, benetzte seine Hand; er rüttelte sie; er schrie ihr in die Ohren; sie erwachte. Wer ruft mich? sagte sie mit wilder Stimme, ha! bist du es, Satan! was willst du? du hast mich ja verlassen. Ich bins; Florentin ist es; kennst du seine Stimme nicht mehr? Florentin, wiederholte sie leise, und schien in ihre Ohnmacht zurückzusinken. Florentin ergriff ihre zitternde Hand; sie zog sie hastig zurück. Rühre mich nicht an; ich bin vergiftet. Bei diesen Worten raffte sie sich auf und wollte entwischen; Florentin umschlang sie mit beiden Armen und zog sie mit sich fort; ich lasse dich nicht, armes Mädchen, komm, folge mir in meine Hütte, bis es Tag wird. Sie ließ sich fortführen; aber sie antwortete ihm auf keine seiner Fragen. Nur entschwebten die Worte, armes Mädchen! mehrmals, kaum hörbar, ihren Lippen.

Florentin brachte sie in seine Hütte. Beim Eintritt verschloß er unbemerkt die Thür; dann schlug er Licht und steckte seine Lampe an. Therese stand unbeweglich wie ein Marmorbild vor ihm; ihr Blick war starr und verstört, aber sie schien ihn nicht zu sehen. Florentin faßte sie sanft am Arme und machte sie neben sich auf sein Bett sitzen. Sie schwieg noch immer; und er schwieg auch; nur warf er zuweilen einen traurigen Blick auf die Unglückliche, die, wie eine welkende Lilie, ihr Haupt auf ihren Busen senkte, der convulsivisch auf und nieder wogte. Endlich stürzte ein Strom von Thränen über ihre bleichen Wangen; sie öffnete die halbgeschlossenen Augen, und sah in dem Stübchen umher: Ja, ja, hier wohnt er; auch ich sollte hier wohnen; hier hätte ich glücklich seyn können an seiner Seite, aber das wollte ich nicht; ich wollte verderben an der Seite eines Bösewichts. Hier ergriff sie ein fürchterlicher Schauer, ihre Thränen stockten, sie rang die Arme, sie fuhr mit beiden Händen in ihre Locken, und Florentin mußte alle Gewalt anwenden, um sie zu hindern, sie auszureißen. Nun bekamen ihre Augen ihr vormaliges Feuer wieder; aber es war die Verzweiflung, die aus ihnen blitzte. Wer bist du, Mensch, daß du mich hinderst, meine Locken auszureißen? ich will sie dem armen Florentin schicken, daß er ein Andenken von mir habe. Zwar sollte er sie mit

Füßen treten, wie ich sein Herz mit Füßen trat; allein das wird er nicht thun. Ich weiß, er wird die Locken aufbewahren; vielleicht läßt er eine Thräne darauf fallen; o sie verdienen es wohl! es sind Reliquien einer gemarterten Büßerinn.

Kennst du ihn denn nicht, den armen Florentin? siehst du ihn denn nicht weinen? unterbrach sie der Hirt mit brechender Stimme. Sie sah ihn lange steif an; endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer und rückte von ihm weg: Ja, du bist es, nun erkenne ich dich; o vergieb mir, daß ich so dichte neben dir saß!

Florentin fragte sie, ob sie nicht einige Stunden ruhen möchte? Sie schüttelte den Kopf, und sagte mit einem bittern Lächeln: Ruhen? über der Erde? ach, wer weiß, ob ich selbst unter der Erde ruhen werde? Florentin wischte sich die Augen: O weine nicht! rief sie, deine Thränen brennen mich hier; sie legte die Hand auf ihr Herz. Er reichte ihr einen Becher mit Milch; nur mit Mühe konnte er sie bereden, ihn anzunehmen. Als sie getrunken hatte, sagte sie: Schon vier Wochen habe ich nicht mehr von der Milch deiner Herde getrunken; hätten meine Lippen nie einen andern Trunk berührt! ha! der Unmensch gab mir Wein; er schmeckte süß wie Honig, aber in meinen Adern ward er zu Feuer. Er sagte mir, daß er mich liebe, daß er mich heirathen, daß er mich zu einem reichen vornehmen

Weibe machen wolle; und ich, ich glaubte ihm, und vergaß dich und meine Mutter und mich selbst. Ha! fluche mir nicht, guter Florentin, daß ich dich vergaß. Hast du mir nicht geflucht, als du mich auf dem Schoße des Bösewichts überraschtest? Dein Anblick weckte mich aus meinem Rausche. Du warst mir ein Bote Gottes, der mich vor sein Gericht lud.

Seit jener schrecklichen Stunde that ich nichts, als weinen und ächzen. Ich entriß mich den Armen des Elenden, der meiner kindischen Aengstlichkeit spottete. Bisweilen gelang es ihm, mich auf einige Augenblicke durch seine Schwüre und durch seine Verheißungen einzuschläfern; denn ich liebte ihn; du wirst mich verachten, Florentin; aber ich muß dir bekennen, daß ich ihn liebte. Sobald ich wieder zu mir selbst kam, wachte die Angst wieder auf in meinem Herzen. Ich fiel in eine tiefe Schwermuth; ich warf mich vor ihm auf die Kniee; ich beschwor ihn bey Gott und der heiligen Jungfrau, unsere Ehe, denn er hieß mich immer seine Braut, durch die Hand eines Priesters einsegnen zu lassen. Er versprach es, und gestern, als er Befehl erhielt, mit seinen Leuten aufzubrechen, sagte er zu mir: Komm, Therese, wir wollen deine Mutter zu unserer Hochzeit einladen. Mit Freudenthränen fiel ich ihm um den Hals, und hüpfte wie ein Vogel zu ihm in den Wagen. So

froh, so stolz war ich in meinem Leben nie gewesen. Er selbst leitete die Pferde; unterweges legte er mir seine Börse in den Schoß: Gieb dieses Gold deiner Mutter, sagte er, damit sie Theil nehme an deinem Glücke. Ich küßte die Hand des Verräthers; gerechter Gott! warum verdorrte sie nicht unter meinem Kusse?

Als wir den Wald am Eingang unseres Thales erreichten, sagte er: laß uns ein wenig aussteigen; der Weg ist hier so steinicht. Er sprang aus dem Wagen, und ich warf mich in seine Arme; aber kaum hatte ich die Erde berührt, so schwang er sich wieder hinein und jagte wie ein Sturmwind davon. Ich versuchte es ihm nachzurufen, aber ich konnte nicht; es ward mir schwarz vor den Augen, meine Knie brachen unter mir; ich glaubte ins Grab zu sinken, aber das Grab begehrte meiner nicht; es warf mich wieder aus auf die Erde. Ich sollte zuerst dich versöhnen und meine Mutter; ach meine Mutter, meine arme Mutter!

Hier sprang sie auf, faltete die Hände, schlug sich Stirn und Brust, und taumelte sinnlos im Stübchen umher. Schrecklichere und wehmüthigere Accente des Jammers hat die menschliche Stimme nicht. Mit zitterndem Arme faßte Florentin sie an, und brachte sie zurück auf das Bette; ihre Kräfte waren erschöpft; sie sank in einen ohn-

mächtigen Schlummer, ein wohlthätiger Mittelzustand zwischen Tod und Leben, der sie eine Stunde lang vor sich selbst verbarg.

Schon wieder erwacht, sagte sie, als sie die Augen aufschlug, und den kommenden Tag erblickte: das Gewitter hat sich verzogen, es ist ein schöner frischer Morgen, sagte Florentin, wollen wir ein wenig hinausgehen ins Freye? Sie antwortete ihm nicht, und schien in tiefe Gedanken verloren. Nach einer Weile wiederholte Florentin seine Frage: Ja, ja, ins Freye, antwortete sie lächelnd, du hast Recht, Florentin, komm, wir wollen ins Freye. Sie lief rasch zur Hütte hinaus, blieb auf einem blumigen Rasenplatze stehen, und sah sich nach allen Seiten um: Schön, sagtest du, sey der Morgen? du hast Unrecht; siehst du denn nicht, wie alles so dunkel, so traurig aussieht, und dort jene todten Blumen? Es waren einige Waldrosen, die welk und halb entblättert an einem Busche hingen. Sie ging hinzu, brach sie ab, und band sie mit einem Grashalm in einen Straus, den sie an ihre Brust steckte; sieh da, Florentin, meinen Brautschmuck.

Sie nahm freiwillig den Weg nach der mütterlichen Hütte. Die aufgehende Sonne bestrahlte die Bäume und Gesträuche, von denen noch hin und wieder ein blitzender Regentropfen herabfiel.

Alles, alles ist hier voller Thränen, rief sie mit einem tiefen Seufzer, die Engel haben sie vom Himmel herabgeweint über mich. Plötzlich schien sie sich an etwas zu erinnern; sie fuhr in ihre Tasche, und zog ihren Rosenkranz heraus. Sieh, Florentin, ich habe ihn noch; er wollte mir ihn wegnehmen, allein ich litt es nicht. Nun fing sie an zu beten, aber so leise, daß sie kaum ihre Lippen bewegte. Florentin ging schweigend neben ihr her und überlegte, wie er es anfangen sollte, um den Eindruck des ersten Empfanges bey der Mutter und der Tochter so viel möglich zu schwächen.

Schon erblickte er die mütterliche Hütte, und Therese betete noch immer fort; als sie aber am Teiche vorbeykam, schoß sie wie ein Pfeil darauf los, und stürzte sich hinein. Ach Gott! Therese! schrie Florentin, indem er ihr nachstürzte. Er hatte um so weniger Mühe, sie zu retten, da die Halbtodte sich ihm nicht widersetzte.

Eben brachte er seine schöne Beute ans Land, als Sabine und Mariane, durch den Namen Therese aufgeschreckt, zur Hütte herausstürmten. Der schaudervolle Anblick unterrichtete sie nur zu wohl von dem, was geschehen war. Heiliger Gott, riefen beide zugleich, indem sie, vom Schrecken beflügelt, der scheinbaren von Wasser triefenden Leiche

entgegen zitterten. Sie ist nicht todt, Mutter, rief Florentin, sie kann nicht todt seyn. Komm, hilf mir, liebe Mariane, sie in die Hütte tragen. In Thränen zerfließend, wankte die trostlose Mutter voran; Therese ward, alles Gefühls beraubt, unter das mütterliche Dach gebracht, und, von ihren Kleidern entledigt, in ein Bett gelegt. Florentin, der ihnen dieses Geschäft überlassen hatte, trat nun hinzu, und erzählte ihnen das traurige Schicksal der Unglücklichen.

Noch immer lag sie bleich und starr in den Armen des Todes, der ungern seinen Raub zurückzugeben schien. Erst nach einer halben Stunde, nachdem man sie unaufhörlich mit warmen Tüchern gerieben hatte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und öffnete die Augen. Ihr auch hier, sagte sie mit süßer erloschener Stimme, als sie ihre Mutter und Schwester erblickte; gewiß, o gewiß habt ihr euch um mich zu Tode gegrämt; ach, helft mir zu den Füßen der heiligen Mutter um Gnade flehen. Mariane warf sich über sie hin, und schloß ihr den Mund mit ihren Küssen. Wir leben, und du lebest auch, arme, liebe Schwester, sieh dich um, du bist in unserer Hütte; hier der gute Florentin hat dich uns erhalten. Therese blickte um sich her; ihre Augen füllten sich mit

Thränen: ach, sagte sie, in einem herzzerreißenden Tone, ich kann also nicht sterben.

Florentin, der unten am Bette stand, trat nun zu ihr und ergriff ihre Hand; sie ließ es geschehen, und sah ihn schweigend an. Der Schimmer ihrer zurückkehrenden Vernunft mahlte sich auf ihrer Stirne und in ihren Blicken; sie drückte die Hand des Hirten: nicht wahr, ich habe mich ersäufen wollen, und du hast mein Leben gerettet? Alle weinten und schwiegen; o warum, so fuhr sie fort, warum konntest du nicht auch meine Unschuld retten? Ich konnte es, ich, ach! und ich that es nicht, und habe schrecklich, o schrecklich dafür gebüßet. Vergieb mir, guter Florentin, Mutter, Schwester, vergebt mir, ach vergebt mir euren Kummer! Sie reichte ihnen die Hand, die sie mit Thränen überschwemmten. Ich sehe es, ihr habt mir vergeben, auch Gott wird mir vergeben; ich fühle es, der Fels, der auf meinem Herzen lag, ist abgewälzt. Mir ist nun wohl und dir, Florentin, danke ichs, daß meine Seele nicht verloren ging; dafür wird Gott dich belohnen; ich auch, du Guter, möchte dich belohnen; aber ich kann es nicht; Mariane kann es, sie war immer besser, als ich; ihr hättest du dein Herz schenken sollen. Thu' es, lieber Florentin, und hilf ihr meine Mutter trösten, und für die Ruhe meiner Seele beten. Hier erlosch ihre Stimme, der letzte Funke ihres Lebens verglimmte,

und sie hauchte mit einem leisen Seufzer ihren Geist aus.

Alle Hirten und Hirtinnen des Thales weinten in die Thränen der Traurenden, und begleiteten die Asche des schönen Schlachtopfers zu Grabe. Florentin pflanzte eine Thränenweide auf den Hügel, und nach sechs Monden erfüllte er den letzten Wunsch des gefallenen Engels.

Eduard und Wilhelmine.

Eine wahre Anekdote.

Erster Brief.

Die gute Louise wird mir verzeihen, daß ich sie zu meiner Briefträgerinn mache. Aber wird auch die holde Wilhelmine mir verzeihen, daß ich an sie schreibe? Warum nicht? Eben so reizend, wie die Tochter des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau, warum sollte sie nicht auch eben so gut seyn? Ach! wäre ich nur auch so glücklich als Walter, der dem herrlichen Mädchen ohne Zwang, ohne Umweg sein Herz aufschließen durfte.

Schon drei Tage suche ich Sie, theure Wilhelmine, zu sprechen, aber nie traf ich Sie allein. Ich sann auf ein Mittel, an Sie zu schreiben, und fand keines; nun habe ich es gefunden. Wie ein leuchtender Blitz fuhr der Gedanke mir durch die Seele: Vossens Meisterwerk zur Hülle dieses Blattes zu gebrauchen. Hätten Sie mich beobachtet, Sie würden gesehen haben, wie ich auf meinem Stuhl aufhüpfte, als Sie bei Tische sagten: daß Sie es noch nicht gelesen haben. Es wird, es muß Ihnen gefallen. Die Heldinn

dieser patriarchalischen Epopee ist Ihnen zu ähnlich, als daß Sie nicht mit ihr sympathisiren sollten.

Dieses könnte ich Ihnen in Gegenwart Ihrer Frau Mutter und meines Lehrers, im Angesichte der ganzen Welt könnte ichs Ihnen sagen, und Niemand würde mir widersprechen. Allein, daß ich Sie liebe, daß Sie jene geheimnißvolle Verwandlung, die ich bisher bloß dem Namen nach kannte, in mir hervorgebracht, daß Sie mir eine neue Seele eingehaucht, und meinem ganzen Wesen ein erhöhetes Daseyn gegeben haben, dieses, ich fühle es, liebe Wilhelmine, darf ich Ihnen nur allein sagen.

Ob Sie mich verstehen, ob Sie die Offenbarungen meines Herzens mit Nachsicht anhören, ob Sie ein Wort der Güte darauf erwiedern werden, das sind Zweifel, die wie Harpyen mich bestürmen, um mir die ambrosischen Früchte zu rauben, welche die freundliche Zauberinn Hoffnung mir entgegen reicht. Doch Sie sind zu sehr Kind der Natur, um zu verbergen, daß Sie ein eben so weiches als edles Herz haben, und die Thränen, die Sie vorgestern in Romeo und Julie vergossen, erweckten in mir die süße Ahnung, daß Wilhelmine, die sich so ganz an die Stelle des liebenden Mädchens zu setzen wußte, auch selber werde lieben können.

Die erste Liebe, sagt man, ist unbezwingbar, sie kennt keine Grenzen, keine Gefahren. Ich fühle

die Wahrheit dieses Ausspruchs, und bin bereit, sie Ihnen zu beweisen. Wohl mir, wenn Sie mein Herz für würdig achten, es auf die Probe zu setzen! Mehr verlange ich nicht von Ihnen, holde Wilhelmine, und mehr brauche ich nicht, um mein Schicksal für entschieden zu halten, Gott! wenn Sie es zu dem Ihrigen machen wollten, welch eine himmlische Aussicht würde sich uns öffnen! O, lesen Sie die Louise doch recht geschwind, damit ich nicht lange auf mein Urtheil warten darf! Louise hat einen Glücklichen gemacht, eben so glücklich, was sage ich, unendlich glücklicher kann Wilhelmine mich machen; denn unendlich wärmer und zärtlicher als Walters Herz ist das Herz

Ihres

Eduard.

Zweiter Brief.

Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ob ich recht thue, daß ich Ihnen antworte. Lange ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, endlich dachte ich: wenn Sie mir mündlich gesagt hätten, was Sie mir geschrieben haben, so hätte ich Ihnen ja auch antworten müssen.

Dennoch zittert meine Hand, indem sie die Feder ergreift. Hat die Ihrige nicht auch gezittert, gnädiger Herr, als Sie Ihren Brief an mich schrie-

ben? Was konnten Sie dabei für eine Absicht haben? Keine andere, als eines unerfahrnen Bürgermädchens zu spotten, oder es zu verführen.

Doch vielleicht thue ich Ihnen Unrecht, vielleicht täuschen Sie sich selbst; dann bedauere ich Sie. Denn wenn Sie wirklich der edle, junge Mann sind, für den man Sie hält; so muß es Ihnen wehe thun, mir unter der gleich häßlichen Larve eines Spötters, oder eines Verführers erschienen zu seyn. In diesem Falle will ich mein Unrecht dadurch gut machen, daß ich Sie mit muthiger Stimme aus Ihrem Traume wecke, und mir mehr als Ihre Liebe — Ihre Achtung erwerbe.

Ich kenne die Liebe noch nicht, und ich verdanke es den Lehren meiner Mutter, daß ich ihr nicht allein auf meinem Wege begegnen will. Hüten Sie sich also, gnädiger Herr, das Werk meiner weisen Lehrerinn zu stören, und hören Sie auf, sich mit einem armen Landmädchen zu beschäftigen, dessen Loos ist, sich so leise als möglich durch die Welt hindurch zu schleichen.

Hätte ich die dunkle Stille nicht schon zuvor geliebt, so würde Louise, für deren Bekanntschaft ich Ihnen verbindlich danke, sie mir lieb gemacht haben. Welch ein schreckliches Gegenbild bot die unglückliche Julie mir dar! Wohl beweinte ich sie, und auch mich würde jedes gute Mädchen bewei-

nen, wenn ich einer unseligen Leidenschaft mehr, als meiner Pflicht gehorchte.

Sie laden mich ein, gnädiger Herr, Ihr Herz auf die Probe zu setzen. Das will ich thun; ich will ihm die schöne heldenmüthige Arbeit auflegen, sich selbst zu besiegen, und wenn es den Sieg erhält, so wird keine sterbliche Hand, so wird die Hand der Tugend es krönen.

Wilhelmine.

Dritter Brief.

Wie konnten Sie glauben, theure Wilhelmine, daß Ihre Antwort mir den Mund schließen würde? Wenn Sie das wirklich glaubten, so haben Sie sich sehr betrogen. Diesen Morgen noch liebte ich in Ihnen ein holdes, unbefangenes Mädchen, das mit allen Reizen der Jugend die sich selbst unbewußte Grazie der Unschuld verbindet. Seit dem Empfange Ihres Briefes verehre ich Sie eben so sehr, als ich Sie liebe. Ihr Geist, holde Wilhelmine, Ihr schönes Herz, haben einen himmlischen Glanz über Ihr Rosenantlitz verbreitet. Wilhelmine ist mir ein Engel, dem meine Seele huldigt. Ihr Aeußeres mußte mich zuerst anziehen, und als ich es wagte, an Sie zu schreiben, war das, was ich für Sie empfand, vielleicht bloße Leidenschaft.

Jetzt ist es ein geläutertes, heiliges Gefühl, das jeder irdische Name entweihen würde.

O glauben Sie mir, meine Geliebte, ich schwöre es Ihnen bei Allem, was der Tugend heilig ist! Ihr Eduard kennet das Arge nicht, und sein Herz ist unverdorben. Auch er hatte eine weise Lehrerinn, eine sorgfältige, zärtliche Mutter, die ihm die Abgründe aufdeckte, welche oft unter einem Blumenteppich den unerfahrnen Jüngling ins Verderben locken. Allein was haben diese Abgründe mit dem Bunde zweier Seelen gemein, die sich für einander geschaffen fühlen, und, der Welt vergessend, nur sich und der Tugend leben wollen? Wie kann eine gute Mutter vor einer solchen Liebe warnen, ohne die es, das fühle ich, und Ihnen danke ich dieses Gefühl, keine Glückseligkeit auf Erden giebt? Liebte denn Louise nicht auch, und wurde sie nicht glücklich durch die Liebe? Oder denken Sie etwa, daß meine Liebe minder rein, minder standhaft sey, als Walters Liebe? Wenn Sie das denken, Wilhelmine, so versündigen Sie sich an meinem Herzen, ja, ich darf sagen, an der Tugend.

Sprechen Sie mir also von keinem Traume, aus dem Sie mich wecken, von keinem Siege über mich selbst, zu dem sie mich auffordern wollen. Erproben will ich meine Liebe, nicht bekämpfen, und auch nach überstandener Prüfung will ich meine

Hand nicht eher nach dem Preise ausstrecken, als bis Sie mir ihn darreichen; nur erlauben Sie mir zu hoffen, ihn verdienen zu können. In einem Jahre sind meine Studien hier geendigt, und in einem zweiten Jahre kehre ich von meinen Reisen in die Arme meiner Mutter zurück, von deren Güte ich Alles erwarten darf, was die Glückseligkeit ihres einzigen Sohnes versichern kann.

Nach dieser Erklärung, theure Wilhelmine, werden Sie hoffentlich kein Bedenken tragen, mir schriftlich zu antworten, wenn es Ihnen an Gelegenheit fehlt, es mündlich zu thun. Geschieht das erste, so legen Sie den Brief nur in meinen Bücherschrank auf der Hausflur; ich werde den Schlüssel dazu stecken lassen. Aber verschonen Sie mich um des Himmels willen! mit dem gnädigen Herrn; wenn Sie mir keinen süßern Namen geben können, so nennen Sie mich wenigstens Ihren Freund

Eduard.

Nachschrift:

Da ich Clelien einen ähnlichen Strauß geben will, so kann es Niemanden einfallen, daß ein Briefchen unter diesen Blumen verborgen ist.

Vierter Brief.

Ihre Erklärung, gnädiger Herr, hat mich gerührt, ohne mich zu blenden. Ich würde sie nicht beantworten, wenn Sie nicht verdienten, daß man Ihnen die Decke von den Augen nehme. Lieber möchte ich dazu die Hand meiner Mutter gebrauchen, wenn ich mich entschließen könnte, Sie vor ihr erröthen zu sehen. Ich halte Ihr Herz für edel und aufrichtig, und eben darum bedaure ich Sie und jedes junge Mädchen, das mit Ihnen ein Opfer einer unseligen Verblendung werden muß, wenn ihm die Mittel fehlen, welche die Vorsehung mir in die Hand gegeben hat, den Zauber zu lösen.

Doch ohne die Beantwortung Ihres Briefes meiner Mutter zu überlassen, kann ich Ihnen sagen, was sie darauf antworten würde:

„Was hat Ihnen meine arme Tochter gethan, Herr Baron, daß Sie ihr den gefährlichsten Fallstrick legen, der einem unerfahrnen Mädchen ihres Standes gelegt werden kann? Denn ein Fallstrick und nichts anders ihr Ihr Antrag. Ich will gerne glauben, daß Sie das nicht wissen, aber eben diese Unwissenheit würde Sie mit meiner Tochter ins Verderben stürzen, wenn nicht eine liebreiche Hand Ihnen den Abgrund aufdeckte. Sie meynen, Ihre Frau Mutter würde aus Liebe zu Ihnen Ihre Liebe zu meiner Tochter dulden, oder wohl gar gut heißen. Das wird sie nicht, das kann sie nicht, und

wenn sie es auch wollte, so dürfte sie es nicht. Jeder Stand hat seine Pflichten; bisweilen sind es Vorurtheile, welche die Zeit zu Pflichten erhoben hat, und denen es immer leichter ist, zu gehorchen, als zu trotzen. Sie umzustoßen, würde selbst ein Fürst vergebens wagen. Das weiß Ihre Frau Mutter besser als ich, und eben darum würde sie, darum müßte sie sich einer Wahl widersetzen, die sie selbst und ihren Sohn dem Hasse und der Verachtung ihrer Familie und ihres Standes Preis geben würde."

„Auch ich, mein Herr Baron, müßte mich dieser Wahl widersetzen, weil meine Tochter, wenn sie Gefühl hat, wahrscheinlich das erste Schlachtopfer dieser beiden Furien seyn würde; nicht zu gedenken, daß alle Schwüre, daß selbst Ihr redliches Herz, Herr Baron, meinem Kinde die Beständigkeit Ihrer Liebe nicht verbürgen könnte. Durch die Stürme ermüdet, durch die Vernunft erleuchtet, würden Sie dem Engel nur allzubald seine menschliche Gestalt zurück geben, und zwischen ihm und mehr als Einem Frauenzimmer Ihres Standes beschämende Vergleichungen anstellen. Ja, wer weiß, ob nicht schon die Abwesenheit diese Verwandlung bewirken, und Sie von Ihrer Leidenschaft heilen würde? Wie oft ist das nicht schon dem besten Jüngling zu seinem Glücke begegnet! Dann wäre meine Tochter, die vielleicht im Tau-

mel Ihrer Hoffnungen einen braven Mann ausschlug, dem öffentlichen Gespötte zur Schau gestellt, und vielleicht auf ihr ganzes Leben elend gemacht."

Dieses, gnädiger Herr, ist noch lange nicht alles, was ich Ihnen aus dem Munde meiner Lehrerinn sagen könnte. Doch das Wenige ist hinreichend, Sie mit meinen Grundsätzen bekannt zu machen, und Ihnen den edelmüthigen Entschluß einzuflößen, den Frieden meiner Seele, der mein einziger Reichthum ist, nicht zu stören. Lassen Sie mich in meiner Dunkelheit, meinem Berufe getreu, die letzten Tage meines ehrwürdigen Großvaters mit Blumen bestreuen, und glauben Sie nicht, daß ich durch ein glänzenderes Loos glücklicher werden könnte. Das Auge der Vorsehung sieht auch auf die Hütten, und zur Zeit der Vorwelt wurden sie bisweilen von Engeln besucht.

Auch in meine Hütte wird ein himmlischer Bote einkehren, wenn ich dem entzückenden Gedanken Raum geben kann, einen edlen jungen Mann im heiligen Entschlusse befestigt zu haben, die Unschuld auch in der Hirtinn zu ehren, und sie nie durch Anerbietungen zu versuchen, die, angenommen oder ausgeschlagen, ihre Tage vergiften würden. Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, diesen freimüthigen Ton an einem unbefangenen Landmädchen, dem Sie Achtung eingeflößt haben, aber,

ohne dieser Achtung unwürdig zu werden, nicht wünschen dürfen, Liebe einzuflößen.

Wilhelmine.

Fünfter Brief.

Als ich, liebe Mutter, aus Ihren Armen schied, legten Sie mir das Gelübde auf, Sie zu meiner Vertrauten zu machen. Dieses Gelübde fiel mir nicht schwer. Ich war es ja schon lange gewohnt, der besten Mutter, in der ich früh meine beste Freundinn erkannte, alle meine Wünsche, alle meine Gefühle, und selbst meine verborgenen Fehltritte zu offenbaren. Daß ich meinem Versprechen treu blieb, hat Ihnen bisher mein Tagebuch bewiesen; es hat Sie von meinen Beschäftigungen, von meinen Bemerkungen, von meinen Verbindungen so genau unterrichtet, daß Sie nicht mehr von mir wissen könnten, wenn Sie mir immer zur Seite gewesen wären.

Nur seit Kurzem habe ich in meiner Geschichte eine Lücke gelassen, die ich jetzt erst ausfüllen kann. Es ging etwas in mir vor, das mir selbst ein Räthsel war, und als das Räthsel sich zu lösen begann — nun ich gestehe es Ihnen, liebe Mutter — so scheuete ich mich zum erstenmal, Ihnen mein Inwendiges aufzudecken. Jetzt kann ich nicht länger schweigen, ohne mein Gelübde zu brechen. Er-

schrecken Sie nicht, liebe Mutter, Ihr Eduard hat weder die Ehre noch die Tugend verletzt; seine Ehre und seine Tugend haben vielmehr einen neuen Schutzengel gefunden. Die Loose seines Schicksals liegen in der Hand dieses Schutzengels, ohne den die Welt ihm zur Einöde, und mit dem die Einöde ihm zum Paradiese werden würde. Es wird Ihnen leicht seyn, beste Mutter, aus dem, was ich Ihnen zu erzählen habe, selber diesen Schluß zu ziehen.

Heute sind es gerade drei Wochen, daß mein Lehrer, oder vielmehr seine Gattinn, den längst erwarteten Besuch einer Freundinn erhielt, die an einen auswärtigen Beamten verheirathet war, aber seit zwei Jahren als Wittwe bei ihrem Vater, einem ehrwürdigen Landpfarrer aus hiesiger Gegend, lebte. Schon lange hatte ihr Madam L. angelegen, daß sie für eine beinahe zwanzigjährige Trennung sie endlich einmal entschädigen, und ihre Tochter mitbringen sollte, um das alte Band, das die Mutter vereinigt, auch auf die Kinder fortzupflanzen.

Ich sah Wilhelminen, und ein unbekanntes, süßes Staunen ergriff mich. So trat aus dem Schoße der Allmutter Natur einst Psyche hervor. Sie zählt sechszehn Jahre, allein auf ihrer offenen Stirne, dem Throne der Unschuld, in ihren großen, arglosen Augen, blau und heiter, wie der Himmel

Himmel, liest man kaum vierzehn. Ich kannte mich nicht mehr. Ein ganzes Jahr hatte ich mit der angenehmen Clelie, der Tochter meines Lehrers, an Einem Tische gespeist, und mein Herz blieb müßig. Ich erblickte Wilhelminen, und es flog ihr entgegen. Die unbefangene Leichtigkeit, womit ich zu Hause und hier fremden Personen zu begegnen, und selbst mit Mädchen meines Standes umzugehen gewohnt war; diese Leichtigkeit, dieses Selbstvertrauen verließ mich. Ein schlichtes Bürgermädchen, dem Ansehen nach der Kindheit kaum entwachsen, erfüllte mich mit einer schüchternen Ehrfurcht. Jeder Ton ihrer melodischen Stimme wiederhallte in meiner Brust, jede Bewegung ihres schlanken, durch keinen Exerzirmeister verschrobenen, Körpers bot mir ein Modell von Grazie dar, das ich zu kopiren wünschte.

In den ersten Tagen sprach sie wenig, was sie sagte, war sinnig, aber anspruchlos. Nach und nach ward sie heimlicher; ich mischte mich bisweilen in ihre Unterredungen mit Clelie, und fand, daß ihr Großvater eben so sehr für die Bildung ihres Geistes gesorgt hatte, als die Natur für die Bildung ihres Körpers. Jede Stunde zog dieses magische Wesen mich mehr an sich; Tag und Nacht war meine Seele nur mit ihr beschäftigt. Das Räthsel löste sich bald, und das unbe-

kannte Orakel in mir gab sich selbst den Namen Liebe.

Vielleicht hätte ich Wilhelminen meine Gefühle noch lange verschwiegen, wenn sie nicht, ohne es zu wissen, mir Anlaß gegeben hätte, mein Stillschweigen zu brechen. Wir sprachen von Vossens Luise; sie hatte das herrliche Gedicht noch nicht gelesen. Die Gelegenheit war zu schön, um sie nicht zu benutzen; ich begleitete es am folgenden Morgen mit einem Briefchen, und spähete, um es ihr zu übergeben, den Augenblick aus, da sie ihr Zimmer verließ, das dem meinigen gegenüber liegt. Aus ihrer Antwort können Sie, beste Mutter, den Inhalt meines Briefchens errathen. Ich habe keine Abschrift davon behalten, auch von dem zweiten habe ich keine, aber ihre Antwort auf diesen wird Ihnen den Engel im vollen Glanze seiner Schönheit und Majestät darstellen.

Hier werden Sie die Achseln zucken, liebe Mutter, und Ihren Eduard einen Phantasten, einen schwärmerischen Gecken heißen. Heißen Sie mich, wie Sie wollen, nur nicht einen Verführer; denn lieber möchte ich sterben, oder ein freudenleeres Leben Jahrhunderte lang fortschleppen, als der Unschuld Heiligthum entweihen, und die schönste Blume des Paradieses zerknicken. Ein Blick, ein Wort Wilhelminens würde hinreichen, mächtiger als ein Donner vom Himmel, mich von

der Frevelthat zurück zu schrecken. „Allein, was willst du denn mit deiner Liebe?“ So höre ich Sie sagen. „Was soll am Ende daraus werden?“ Das weiß ich nicht, liebe Mutter, das könnten Sie mit einem Worte entscheiden. Aber das weiß ich, daß meine Glückseligkeit in Wilhelminens Hand liegt, daß ich mit einer solchen Gefährtinn froh und sicher den Pfad des Lebens zurücklegen müßte, weil die Tugend selbst in sichtbarer Gestalt meine Führerinn seyn würde.

Ich weiß wol, beste Mutter, was Sie auf das Alles antworten können. Sie können mich im Namen der Ehre, oder, besser zu sagen, im Namen des Vorurtheils auffordern, meinem Stammbaum und meinem Wappen das Opfer meiner Glückseligkeit zu bringen. Um diesem Rufe zu gehorchen, darf ich keinen Augenblick vergessen, daß er aus dem Munde einer Mutter kömmt, die mich immer liebte, und mir nur aus Liebe verbieten kann, glücklich zu seyn.

Vergeben Sie mir, beste Mutter, der Kopf dreht mir, und mein Herz fühlt seine erste Liebe. Ob sie ewig seyn werde, weiß ich nicht, aber gewiß wird sie mich bis in den Tod begleiten. Mein Weg wird nicht weit seyn, wenn er mich nicht der Einzigen entgegen führt, für die ich allein zu leben wünsche. Eduard.

Sechster Brief.

Sie glaubten, göttliches Mädchen, durch Ihre ernste, strafende Zuschrift den angeblichen Zauber zu lösen, der mich verblendet; sie hat gerade das Gegentheil bewirkt; sie hat mir die Augen vollends geöffnet, sie hat mich überzeugt, daß es keine Täuschung der Sinne, kein vorübergehender Rausch des Herzens seyn kann, dieses allmächtige, namenlose Gefühl, das Sie mir einflößen. Ich mußte Sie lieben, weil ich die Tugend liebe; ich muß Sie ewig lieben, weil ich die Tugend ewig lieben will. Bisher war sie mir Pflicht, seitdem sie in Ihnen mir sichtbar wurde, ist sie mir Wollust.

Ich verehre die Mutter, die eine solche Tochter bilden konnte; ich schätze die Lehren, die sie ihr gab, ob sie gleich, im allgemeinen Sinne genommen, zu viel beweisen. Nach ihnen könnte es keine glücklichen Verbindungen geben zwischen harmonisch gestimmten Wesen, sobald diese Harmonie sich nicht auch über ihre Geburt und ihren Stand erstreckt. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, und wenn dergleichen Verbindungen mißrathen, so geschieht es, weil die Tugend sie nicht geknüpft hat. Mich dünkt, es ist Beruf für den, der die Mittel dazu besitzt, die Irrungen des Zufalls gut zu machen, und die darbende Tugend zu entschädigen, die im Dunkel verborgene empor zu ziehen.

Sie haben die Pamela gelesen, theure Wilhelmine, halten Sie diese Geschichte für unwahrscheinlich? oder glauben Sie vielleicht, daß eine Pamela nur dann erst eine rechtmäßige Liebe einflößen könne, wenn es ihrem adelichen Liebhaber nicht gelingt, sie zu verführen? Wie könnte die fromme, zartfühlende Wilhelmine das denken! Nein! eben weil sie mich für edel und aufrichtig hält, glaubt sie meine Liebe bestreiten zu müssen. Warum das? Weil die liebenswürdigste ihrer Tugenden, weil ihre Bescheidenheit ihr nicht erlaubt, gerecht gegen sich selber zu seyn. Mir gebietet die Gerechtigkeit, ihren Werth zu erkennen, und die Ehre, die nach meinem Begriffe nichts anders als die Moral ist, erlaubt mir, nach dem Besitze eines Gutes zu streben, das nicht nur mich, sondern jeden guten Jüngling beseligen würde, und eben deswegen kein Scheingut ist.

Freilich steht mir noch eine verhängnißvolle Frage im Wege, die Wilhelmine mir vor allen Dingen beantworten müßte: Kann ihr Herz — zu diesem rede ich, und nicht zu ihrer kalten spitzfindigen Vernunft — kann es den Gefühlen und Wünschen des meinigen entsprechen? Kann Eduard sie so glücklich machen, als er es durch sie seyn würde? Auf diese Frage, liebstes Mädchen, beschwöre ich Sie um eine Antwort; Sie können sie mir ohne Grausamkeit nicht verweigern. Sollte

sie nach meinem Wunsche ausfallen, sollte sie mir auch nur in der Ferne seine Erfüllung zeigen, so ist es meine Sache, die Hindernisse zu bestreiten, die unsere Vereinigung vielleicht verzögern, aber gewiß nicht vereiteln können. Wie beredt werde ich nicht seyn, wenn Wilhelmine mich begeistert! Was werde ich nicht wagen, nicht ausrichten, wenn Wilhelmine der Preis meines Kampfes seyn wird!

Auch ich habe eine ehrwürdige, zärtliche Mutter, der das Wohl ihres Eingebornen am Herzen liegt. Von ihrer Liebe erwarte ich, was ich in wenigen Jahren von der Weisheit des Gesetzes mir versprechen dürfte — die Erlaubniß, glücklich zu seyn, und die Freiheit, die Schöpferinn meines Glückes zu wählen.

Ihre Antwort, theures Mädchen, werde ich an eben dem Orte suchen, wo ich Ihre gestrige Zuschrift fand; ich werde mich ihm nähern, wie die Alten sich dem Heiligthum näherten, aus dessen Schoße eine Gottheit ihre Aussprüche über Tod und Leben ertheilte. Ach! warum ist es nicht genug, ein Gut schätzen zu wissen, um dessen würdig zu seyn? Niemand in der Welt wäre seines Glückes gewisser als

Ihr

Eduard.

Siebenter Brief.

Erinnern Sie sich noch, mein würdiger Freund, was ich Ihnen so oft schrieb, und voriges Jahr mündlich wiederholte, als ich meinen Eduard in ihre Arme führte? Sein Herz ist bieder und edel, sagte ich; es hat sich bis in sein achtzehntes Jahr unbefleckt erhalten, weil es mir gelang, es vor Verführung zu bewahren, und den Köder der Sinnlichkeit von ihm zu entfernen. Mit seinem Kopfe, setzte ich hinzu, bin ich weniger zufrieden. Sein gesunder Verstand, der weder arm an Fähigkeiten noch an Kenntnissen ist, wird mehr als einmal Gefahr laufen, von seiner raschen, glühenden Phantasie geblendet und unterjocht zu werden. Er hat eine entschiedene Anlage zur Schwärmerei, der sein letzter Hofmeister nicht genug entgegen arbeitete, sondern ihre Ausbrüche wol gar für Funken des Genie's hielt, die man nicht ersticken müsse. Unser Aufenthalt auf dem Lande gab diesem Enthusiasmus eine unschädliche Richtung. Eduard wurde ein ecstatischer Bewunderer der schönen Natur, aber zu gleicher Zeit der Schöpfer einer Idyllenwelt, die weit mehr die Unschuld seines Herzens, als die Richtigkeit der Begriffe erprobte, die sein Lehrer ihm von der wirklichen Welt beigebracht hatte. Einen solchen Mann konnte ich, bei aller seiner Rechtschaffenheit

im kritischen Alter der Leidenschaft meinem Sohne nicht zum Führer geben.

Wem konnte ich ihm mit mehr Zuversicht anvertrauen, als dem Jugendfreunde seines Vaters, dessen Rath mich bis hieher in seiner Erziehung unterstützt hatte. Da ich mir das Vertrauen des Jünglings durch mein eigenes zu erhalten gewußt, so ward es mir nicht schwer, ihm bei unserer Trennung das Gelübde aufzulegen, während seiner akademischen Laufbahn ein getreues Tagebuch seiner Lebensgeschichte, eine aufrichtige Rechenschaft seiner Gesinnungen und Handlungen zu führen, und mir wöchentlich zu übersenden.

Dieses Tagebuch hat mir, wie Sie wissen, einen großen Theil der Bemerkungen geliefert, die ich Ihnen, mein würdiger Freund, über das Thun und Lassen Ihres Lehrlings mitgetheilt habe. Seit drei Wochen fand ich das Wesen und die Form dieser Blätter ganz geändert. Sie enthielten magere Gemeinplätze, ein Paar Schilderungen von Scenen, an denen mein Sohn keinen Antheil hatte, und überhaupt keine von jenen Details, die mir sein Inneres aufdeckten. Ich sah es ihm an, daß er sich Gewalt anthat, den Bogen zu füllen, und so wenig als möglich von sich selbst zu reden. Ich muthmaßte irgend eine verborgene Ursache dieser Zurückhaltung, und war im Begriffe, Ihnen meine Muthmaßungen mitzutheilen, als ich beikommen-

den Brief mit seinen Beilagen erhielt, die mir das ganze Räthsel auflösten.

Gewiß wird ihr Inhalt Sie nicht weniger überraschen, als er mich überrascht hat. Wenn aber diese Wilhelmine das wirklich ist, was sie zu seyn scheint, so müssen wir uns Glück wünschen, daß unser junger Schwärmer mit seiner ersten Liebe an einen Gegenstand gerathen ist, von dem wir vor der Hand wenig zu fürchten haben. Ich sage: vor der Hand; denn wer kann uns für die Standhaftigkeit eines sechszehnjährigen Mädchens bürgen, dessen zartfühlendes Herz von einem Jüngling bestürmt wird, der, von der Natur und dem Glücke begünstigt, um so leichter Gehör finden muß, da seine Gesinnungen das Gepräge der Aufrichtigkeit tragen?

Was mich bei der ganzen Sache am meisten beunruhigt, ist der Umstand, daß mein offener, argloser Eduard, dessen Gesicht ein Spiegel seiner Gedanken und Empfindungen ist, sich so sehr zu verstellen wußte, daß er seine Liebschaft unbemerkt unter Ihren Augen anspinnen und fortführen konnte. Daß wir sie als ein Schäferspiel betrachten, und den Knoten desselben baldmöglichst lösen müssen, davon sind wir Beide überzeugt; allein wie sollen wir's anfangen?

Meinen Sie nicht, daß es gut wäre, Wilhelminens Mutter mit in unser Geheimniß aufzuneh-

men? Es muß ihr eben so viel daran liegen, die Ruhe ihrer liebenswürdigen Tochter zu sichern, als mir daran liegt, die Unschuld meines Sohnes zu schützen. Ich will ihm nicht eher antworten, als bis Sie mich von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, und mir Ihren Rath mitgetheilt haben. Es ist unumgänglich nöthig, daß wir nach einem verabredeten Plane zu Werke gehen. Ich erwarte es von Ihrer Freundschaft, daß Sie mich baldmöglichst aus meiner Unruhe reißen werden, und halte es für eben so überflüssig, Ihnen die Versicherung meines grenzenlosen Vertrauens, als die meiner achtungsvollen Freundschaft zu erneuern.

Amalia von B.

Achter Brief.

Ich hätte nicht geglaubt, gnädiger Herr, daß Ihnen meine letzte Erklärung noch einigen Zweifel über meine Grundsätze übrig lassen würde, und es thut mir weh, daß Sie die Hoffnung nähren konnten, sie zu erschüttern. Wol habe ich die Pamela gelesen, und will Ihnen nicht verhehlen, daß ich diesem Roman einen Theil der Lehren verdanke, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe mittheilte, und wodurch meine Mutter dem Eindruck entgegen arbeitete, den das Buch auf meine allzu empfäng-

liche Phantasie gemacht hatte. Auch die Clarissa habe ich gelesen, und ohne einem Lovelace mein Heiligstes aufzuopfern, würde ich weit strafbarer seyn, als jener gefallene Engel, wenn ich es wagen könnte, einen guten Sohn seiner guten Mutter untreu zu machen, und die Stelle zu verrücken, welche die Vorsehung ihm in der Gesellschaft angewiesen hat.

Wenn ich Ihnen wirklich nicht gleichgültig bin, wenn Sie zu meinem Glücke beizutragen wünschen, so hören Sie auf, es zu stören, so haben Sie für sich selbst die Achtung, und für mich die Schonung, unsern Müttern ein Gefühl zu verbergen, das sie weit strenger beurtheilen würden, als ich, und gegen das die Ehre mir gebieten würde, mich feierlich zu erklären.

Morgen reise ich in meine Einsamkeit zurück, die mein Aufenthalt in der Stadt mir nur noch lieber gemacht hat. Sorgen Sie dafür, gnädiger Herr, daß mir das Andenken an Ihre Bekanntschaft werth bleibe, und daß ich Ihnen meine Hochachtung zurücklassen könne. In dieser Erwartung hoffe ich, daß Sie nun unsern Briefwechsel für geendigt ansehen, und mir die bittere Unannehmlichkeit ersparen werden, Ihre Briefe uneröffnet meiner Mutter zu übergeben. Es kömmt allein auf Sie an, ob ich, Ihrem Wunsche gemäß, Sie für meinen Freund halten soll. Daß ich Ihre Freundinn bin,

wird Ihre Vernunft Ihnen schon jetzt, und in Kurzem wird es auch Ihr Herz Ihnen sagen.

Wilhelmine.

Neunter Brief.

Mit allem Rechte, gnädige Frau, müßten Sie sich wundern, wenn eine in meinem Hause angesponnene und fortgespielte Liebschaft Ihres Herrn Sohns von mir unbemerkt geblieben wäre. So mannichfaltig meine Amtsgeschäfte sind, so hindern Sie mich dennoch nicht, den jungen Mann im Auge zu behalten, und ich übe diese Wachsamkeit mit desto größerm Vergnügen aus, da sie meinem Herzen den zwiefachen Genuß gewährt, Ihrem Vertrauen zu entsprechen, und das Edle und Gute zu beobachten, das Sie der Seele Ihres Herrn Sohns eingepflanzt haben.

Dennoch darf ich mir die erste Entdeckung der kleinen Intrigue nicht zueignen, wovon er Ihnen selber ein so offenherziges Bekenntniß abgelegt hat. Wol aber hätte ich Sie früher davon unterrichten können, als er es that, wenn ich Ihnen mit dem Anfange des Romans nicht auch zugleich seine Entwicklung hätte melden wollen.

Wilhelmine ist wirklich das edle, holde Mädchen, wofür Eduard sie hält. Neben den Annehmlichkeiten, womit die Natur sie reichlich ausgestat-

tet, hat sie ihrer Mutter, und vornemlich ihrem würdigen Großvater, eine nicht gemeine Geistesbildung zu danken. Gleichwol müßte ihr Anbeter zwischen ihrer Art zu sprechen und zu schreiben einigen Unterschied bemerkt haben, wenn der Enthusiasmus der ersten Liebe ihm erlaubt hätte, diese Vergleichung anzustellen. Was Sie, gnädige Frau, schon wissen, will ich Ihnen nicht wiederholen, sondern, wie es einem Professor geziemt, den Brief Ihres Herrn Sohns bloß kommentiren und ergänzen.

Was er Ihnen noch nicht schreiben konnte, und nie, oder wenigstens so bald noch nicht, erfahren darf, ist der Umstand, daß Wilhelmine seine Liebeserklärung auf der Stelle ihrer Mutter mittheilte. Diese ersah den ersten, günstigen Augenblick, um mir, nicht ohne Unruhe, den Vorfall zu erzählen, und zu dokumentiren. Anfänglich, ich gestehe es, war ich in keiner geringen Verlegenheit; doch plötzlich stieg ein Gedanke in mir auf, der mir die Sache in einem ganz andern Lichte zeigte. Sie müssen, liebe Freundinn, sagte ich zu ihr, mir ein gutes Werk verrichten helfen. Wilhelmine muß antworten, und ich will ihr die Antwort aufsetzen.

Die brave Frau erhob allerhand Bedenklichkeiten; sie meinte, dieses hieße ihrer Tochter eine verhaßte und dabei gefährliche Rolle aufgeben; zu-

mal, setzte sie hinzu, da das Mädchen einen starken Hang zur Schwärmerei und zum Romanenlesen hat. Desto weniger, erwiederte ich, dürfen Sie mir meine Bitte abschlagen. Indem ich ihre Tochter zur Lehrerinn eines Andern mache, soll sie sich selbst einige heilsame Lehren geben, die sie wegen ihrer Veranlassung um desto weniger vergessen wird. Fürchten Sie nichts, und glauben Sie, daß die Unschuld Ihres Kindes mir nicht weniger heilig ist, als die meines Pflegesohns.

Machen Sie, was Sie wollen, versetzte sie; nur muß ich Sie bitten, selber mit dem Mädchen zu sprechen. Wilhelmine ward mit in den geheimen Rath gezogen. Das Vertrauen, das ich ihr bezeugte, der wohlthätige Einfluß, den ich mir von ihrer Gefälligkeit versprach, und vielleicht auch das Romantische, das in der Rolle lag, die ich ihr auftrug, das alles, durch den Wink ihrer Mutter unterstützt, besiegte die Schüchternheit des liebenswürdigen Kindes.

Ich entwarf ihr eine Antwort, die ich in den Ton zu stimmen suchte, der mir den sichersten Eindruck auf das Gemüth unsers biedern Enthusiasten zu versprechen schien. Sie kennen diese Antwort, gnädige Frau, und auch die auf seinen zweiten Brief, welche einen dritten veranlaßte, der eine so natürliche Katastrophe herbei führen muß, daß Ihr Herr Sohn weder unser Geheimniß ahnen,

noch einige Hoffnung übrig behalten kann. Diesen Abend wird ihm Wilhelmine ihr Valetschreiben zufertigen, und morgen mit ihrer Mutter abreisen. Ich schließe eine Abschrift davon bei, und um Ihnen den Roman vollständig zu machen, lege ich die drei Episteln des jungen Helden hinzu, die Wilhelmine mir von freien Stücken zugestellt hat.

Sie, gnädige Frau, werden Ihrem Herrn Sohne in Ihrer Antwort das sagen, was das Mädchen, ohne Verdacht zu erwecken, nicht sagen konnte, und da das Herz des edlen Jünglings eben so rechtschaffen, als reizbar ist, so hoffe ich, diese Begebenheit werde darin einen bleibenden Eindruck zurück lassen. Wilhelminen habe ich ein Exemplar der Louise als ein Andenken zugestellt, das in seiner Art die Stelle einer Lorenzodose bei dem guten Kinde vertreten kann. Ich bin mit der reinsten Verehrung u. s. w.

L.

Mariechen.

Eine wahre Anekdote.

In E. lebte unlängst eine arme Wittwe mit ihrer Tochter, die sich mit Spinnen in den dortigen Manufakturen ernährten. Die Wittwe wurde krank und lag lange; Mariechen that, was sie konnte, um ihrer armen Mutter zu pflegen, ihr geringer Taglohn reichte aber so wenig zu, daß sie endlich genöthigt ward, des Abends umher zu gehen, und mildthätige Herzen um ein Allmosen anzusprechen. Endlich starb die Mutter, und kaum war sie begraben, so verschwand Mariechen, niemand wußte, wo sie hingekommen war.

Sie hatte viel von Holland gehört, wo so manche Fremden schon ihr Glück fanden, und die Ueberlegung, daß es ihr da wenigstens eben so gut als in E. gehen könne, führte sie dahin. Den ganzen Weg über bettelte sie, und lebte überaus kümmerlich, um so viel Geld zu sparen, daß sie sich kleiden und die mißempfehlende Lumpen ablegen könnte. Sie war bis nach Rotterdam

dam gekommen, wo sie sich endlich im Stande sah, sich einen zwar schlechten, aber reinlichen Anzug anzuschaffen. Von aussen geputzt, und innerlich mit einem allmächtigen Zutrauen auf Gottes Führung gestärkt, ging sie nun in den Straßen dieser Stadt umher, fest entschlossen, sich gänzlich der unsichtbaren Hand zu überlassen, die ihr auf ihrem weitem Wege so manchen Wohlthäter erweckt hatte. Zuletzt fasste sie sich ein schönes, großes Haus in's Auge, und ohne langes Bedenken ging sie hinein. Eine freundliche Matrone fütterte im Hofe ihre Hühner, und fragte sie sehr liebreich: Was willst du, mein Kind? Madame, antwortete sie in ihrer plattdeutschen Landessprache, ich komme weit her, bin arm, suche Dienste und fürchte, keine zu bekommen, weil ich meine ganze Habe auf dem Leibe trage. Die sollst du bei mir haben, meine Tochter, antwortete die Dame. Mariechen blieb da, diente von unten auf durch alle Stufen, und bekam endlich wegen ihres Wohlverhaltens die Stelle einer Kammerjungfer.

Die Dame war eine geborne Engelländerinn, und Wittwe eines holländischen Kaufmanns. Ihr Neffe war der englische Doktor B., der in Genua bei seinen dortigen Landsleuten die Arzneiwissenschaft ausübte. Dieser Doktor B. hatte die Gewohnheit, alle paar Jahre seine alte Tante

zu besuchen, und kam auch jetzt nach Rotterdam, als Mariechen eben die Kammerjungferstelle erhalten hatte. Sie war wegen ihres Verstandes und Herzens der Liebling ihrer Herrschaft geworden. Doktor B. sah sie nur, als sie einmal durchs Zimmer ging; ihre Bildung gefiel ihm außerordentlich, und als er die Lobeserhebungen seiner Tante hörte, beschloß er, sie zu heirathen. Diesem Entschlusse war die Wittwe auch so wenig zuwider, daß sie die Dollmetscherinn bei der Liebeserklärung ihres Neffen abgab. Mariechen, die nicht wußte, wie ihr geschah, konnte nur auf vieles Dringen ihr Ja aussprechen.

Indessen wollte der Bräutigam sie nicht so unwissend mit sich nehmen. Er fragte sie, was sie noch lernen wollte. Außer der englischen, französischen und italiänischen Sprache wählte sie noch die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre und Zeichenkunst, und auf sein Bitten entschloß sie sich, auch reiten zu lernen. Doktor B. bezahlte alle Lehrer zum voraus, und reiste so nach Genua zurück. Die bisherige Kammerjungfer wurde nun die Gesellschafterinn ihrer Gebieterinn, und lernte so fleißig, daß vom ganzen Tag ihr nur Eine Stunde zur Erholung übrig blieb, und diese wandte sie dazu an, ihrem Bräutigam Proben ihrer wachsenden Geschicklichkeit zuzusenden. Nach Jahres-

frist kam Doktor B. wieder, und fand, daß sie ihre Zeit über alle Erwartung wohl angewandt hatte. Er war darüber so entzückt, daß er nicht einmal warten konnte, bis Mariechen ganz fertig war. Im Pudermantel und mit halb vollendetem Haarputze ließ er sich mit ihr trauen. Nun ging er mit ihr nach Italien, mußte ihr aber die Freude machen, sie zuvor nach E. zu führen. Der Wirth in E., wo sie abstiegen, war nicht wenig erstaunt, als die gnädige Frau im Amazonenkleide ihn bey seinem Namen nannte, und ganz vertraut bewillkommte. Er wußte sich vollends nicht zu fassen, als sie ihm mit der größten Freundlichkeit sagte: Ei! kennen Sie das arme Mariechen nicht mehr? Ich bin gekommen, nicht nur Ihnen, sondern allen meinen edelmüthigen Wohlthätern, die mich und meine arme Mutter ehmals mit einem Allmosen erquickten, zu danken. Das that die nunmehr reiche Maria wirklich, in ganz E. wurde kein Haus übergangen, und überall dankte Doktor B. auch. Allein der große und kleine Pöbel in E. war so moralisch orthodox, daß man den Gassenjungen durch die Finger sah, welche auf die bloße Vermuthung, Mariechen möchte entweder Doktors B. Gemahlinn nicht seyn, oder auf bösen Wegen dieses Glück erlangt haben, das edle Paar mit Koth und Steinen warfen, so daß sie sich mehrmals in die Häuser flüchten mußten.

Mariechen hatte noch drei Brüder in E., davon waren zween Weber, und der dritte hatte noch keinen eigentlichen Beruf. Der erste Bruder saß ganz fleißig am Webstuhl, als die vornehme Dame mit dem Herrn hereintrat, und meinte zu träumen, als sie ihm mit dem ganzen Entzücken einer Schwester um den Hals fiel. Er machte einen Kratzfuß über den andern, und wollte durchaus nicht glauben, daß die Dame seine Schwester sey, bis sie ihn durch viele kleine Umstände davon überzeugte. Eben so ging's bei den zween andern Brüdern: allen wurde von Doktor B. eben so brüderlich als großmüthig begegnet.

Weil die beiden Aeltesten ihr Gewerbe nun schon erwählt hatten, so war das weise Paar weit entfernt, sie davon abzuziehen, vielweniger durch übermäßige Geschenke sie so zu bereichern, daß sie gar nicht mehr arbeiten durften; dieses wäre kein Glück für sie gewesen, Beide mußten Weber bleiben, und jedem wurde jährlich so viel ausgesetzt, als er brauchte, um nothdürftig zu leben; wollte er gut leben, so mußte er arbeiten. Dem jüngsten Bruder wollten sie eine Stelle unter den Truppen kaufen. Sie konnten ihn aber nicht weiter als bis nach Bern bringen, da bekam er das Heimweh, und ging wieder nach E. zurück.

Nicht sowol zur Ehrenrettung des dortigen Magistrats, als zur Beglaubigung dieser Ge-

schichte ist noch anzumerken, daß derselbe, durch Mariechens prächtige Erscheinung aufmerksam gemacht, in Rotterdam von ihr und ihrer Heirath Erkundigung eingezogen, und, nach Aufklärung aller seiner Zweifel, bei Doktor B. wegen des schlechten Betragens der Landsleute seiner Gattinn sich schriftlich entschuldigt hat.

Vermuthlich leben beide noch in England, wohin der Doktor nach dem Tode eines Oheims zurückzukehren gedachte, von dem er ein beträchtliches Vermögen und einen Titel zu gewarten hatte.

Kunigunde von Hungerstein.

In einem ungedruckten Jahrbuche des gräflichen Hauses Rappoltstein befindet sich unter dem Jahre 1487 die Geschichte eines Weibes, das nur eines größern Theaters bedurfte, um eine Messalina zu werden. Sie liefert eine denkwürdige Beilage zu den auch in unsern Tagen nicht seltenen Beweisen, daß ein Frauenzimmer, welches einmal den ersten Schritt auf dem Wege des Lasters gethan hat, weit schrecklicherer Ausschweifungen fähig ist, als selbst der männliche Bösewicht, und um desto gefährlicher wird, wenn ihr die allmächtigen Waffen der Schönheit zu Gebote stehen. Die Anekdote ist auf noch vorhandene Archival-Urkunden gegründet, und verdient um so mehr erhalten zu werden, da sie einige Züge darbietet, die in einem Romane angebracht, den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit verdienen würden.

Ritter Wilhelm von Hungerstein *) war der letzte seines Stammes, der bereits im

*) Das Schloß Ungerstein oder Hungerstein, welches das Stammhaus dieser Familie war, liegt nahe bei

zwölften Jahrhundert geblühet hat. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn, die ihm keine Erben hinterließ, trat er schon ziemlich bejahrt mit Fräulein Kunigunde Giel von Gielsperg*) in die zwote Ehe. „Sie war noch sehr jung und, „wie der treuherzige Annalist sagt, über die Maßen schön und gerad von Leib, als kaum eine im „Lande.“ Allein sie entweihte ihre Reize durch einen wilden Hang zur Buhlerei und Ueppigkeit, der sie gar bald über alle Schranken des Wohlstandes hinausriß. Sie besuchte alle Hochzeiten, Gastmähler und Tänze, ritt öfters ohne Erlaubniß ihres Gemahls vom Schlosse hinweg, und lebte mit mehrern Edelleuten ihrer Nachbarschaft in einer anstößigen Vertraulichkeit. Ritter Wilhelm war zu sehr vom Zauber der jungen Sirene verblendet, um ihre Ausschweifungen zu bemerken, oder zu schwach, um ihnen Einhalt zu thun; er schrieb ihre Neigung zu den Ergötzlichkeiten ihrer Jugend zu, und anstatt sie seinen Unwillen fühlen zu lassen, war er stets bereit, sie zu entschuldigen. Diese Nachsicht fachte den Zunder ihrer Leidenschaften noch mehr an: sie verband die Verschwendung

---

der Stadt Gebweiler im obern Elsaß. Die Besitzer derselben trugen es von der Abtei Murbach zu Lehn.

*) Diese Familie erlosch erst im vorigen Jahrhundert.

mit der Wollust und den Diebstahl mit der Untreue. Sie machte große Schulden, und versetzte heimlich die Gültbriefe ihres Gemahls. Ihren Vater und Bruder, welche selbst sehr verschuldet waren, und ihre Ausschweifungen begünstigten, berief sie öfters auf das Schloß, und bot die Hand dazu, daß sie die Speicher des Ritters ausleerten, unterstützte sie mit seinem Gelde, und steckte ihnen seine Kleinodien zu, welche als eine gemeinsame Beute verkauft wurden.

Endlich gingen dem Ritter die Augen auf: mit jedem Tage ward er eines neuen Schadens gewahr, den sie ihm zufügte. Zu gleicher Zeit erwachte seine beleidigte Ehre, er beklagte sich, ohne sich zu rächen; allein seine gütlichen Vorstellungen, seine ernstlichen Ermahnungen waren nicht vermögend, die junge Bacchantinn in die Schranken der Ordnung zurück zu führen; sie hatten keine andere Wirkung, als daß sie das Uebel, dem er zu lange zugesehen, vermehrten, und in dem Herzen des leichtsinnigen Weibes einen unauslöschlichen Groll erzeugten. Ihre Verwandten theilten diesen Groll mit ihr, und als ihr Bruder Werner von Gielsperg bei Gelegenheit einer Reise von seinem Schwager einige Kleinodien begehrte, und eine abschlägliche Antwort erhielt, brach er in öffentliche Drohworte gegen ihn aus, und schwur, einen solchen Rumor auf dem Schlosse Hungerstein

anzurichten, daß man davon lange würde zu reden haben.

Durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, flehte der Ritter Herrn Wilhelm von Rappoltstein, welcher Obersthauptmann und Landvogt im Elsaß und Sundgau war, um Beystand an. Er bat ihn, sagt die Urkunde, daß derselbige ihn wider seines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt schützen und ihm Rath und Hülfe leisten wollte, damit er seiner Schuldenlast und seiner Feinde täglichen Ueberfall entledigt werden, und eine eingezogene Haushaltung führen möchte. Der Landvogt gab seiner Bitte Gehör, verordnete den Beschlag der Güter, und warf dem Ehepaar ein jährliches Deputat an Getreide, Wein und Gelde zu seinem Unterhalt aus. Dem Ritter wurde ein reisiger Knecht, samt einem Hausknecht seiner Gemahlinn eine Jungfrau und eine Köchinn gelassen, und das übrige Gesinde abgeschafft.

Diese Einrichtung war nicht nach Kunigundens Geschmacke; Wuth und Rachsucht bemächtigten sich ihres Herzens, und gaben ihr den schwarzen Vorsatz ein, ihren Gemahl aus dem Wege zu räumen. Um sich des Erfolgs zu versichern, gewann sie des Ritters beide Knechte durch die Allmacht ihrer Reize und durch alle Gunstbezeugungen, die eine eben so schamlose als

verschmitzte Buhlerinn sich erlauben kann. Der Mordanschlag wurde verabredet, und bald darnach vollzogen.

An einem heißen Tage hatte Ritter Wilhelm sich allein in dem Gewölbe seines Schlosses niedergesetzt, um Kühlung und Ruhe zu genießen. Die beiden Bösewichter liefen auf ihn zu, und erklärten ihm: wofern er sein Leben retten wolle, so müßte er unverzüglich einen Brief an seine Verwandten schreiben des Inhalts, daß er zu Büßung seiner Jugendsünden eine Wallfahrt in ferne Lande beschlossen habe, und durch gegenwärtige Zeilen von ihnen Abschied nehme, mit Bitte, daß sie seiner Frau bis zu seiner Wiederkunft mit Rath und Hülfe beistehen, und ihn selbst in ihr tägliches Gebet einschließen möchten. Der Unglückliche gab der Gewalt nach, und als der Brief geschrieben war, wurde er gezwungen, ihn mit seinem Wappen zu versiegeln. Kaum war dieses geschehen, so erschien Kunigunde mit einem Stricke, den sie ihren Mitverbrechern reichte, welche ihn dem Ritter um den Hals warfen, und den alten, kraftlosen Mann mit geringem Widerstande erdrosselten. Sie liessen den Körper in dem Gewölbe liegen, bis die Nacht einbrach, da einer von den Mördern, der reisige Knecht, den Leichnam vor sich auf das Pferd nahm, und in dem benachbarten Walde in eine Grube warf, die er mit Moos und Reisig be-

deckte. Kunigunde hatte das Schreiben auf einen Tisch gelegt, und stellte sich anfänglich über ihres Gemahls Außenbleiben sehr unruhig an. Sie ließ ihn überall durch eben die Leute aufsuchen, denen daran gelegen war, ihr Verbrechen zu verbergen. Endlich fand sie den Brief, den sie eher nicht finden wollte, sie eröffnete ihn, und nachdem sie ihn laut abgelesen, wetteiferte sie mit ihren Gehülfen, um die Entfernung des Ritters zu beklagen: und um vollends allen Argwohn von sich zu entfernen, gab sie den Nachbarn, die nach ihrem Gemahle fragten, sein Abschiedsschreiben zu lesen.

Weil aber die Mörderinn ihren beiden Knechten des Ritters Kleider schenkte, und bald darauf Tag und Nacht ihr schwelgerisches Leben fortsetzte, so fing man an, Verdacht zu schöpfen. Daher ernannte Landvogt Wilhelm von Rappoltstein eine Commission von Edelleuten, welche die Sache untersuchten, und den einen Knecht gefänglich einziehen liessen, der die ganze Frevelthat mit allen Umständen bekannte. Hierauf wurde der Körper des Ermordeten aufgesucht, durch die Bannhirten ausgegraben, gerichtlich besichtiget und zu seiner feierlichen Beerdigung nach Gebweiler abgeführt. Die Frau aber wurde gefangen gesetzt, und da es ihr unmöglich war, die That zu läugnen, so gestand sie in ihrem Verhör nicht nur den ganzen Anschlag, sondern auch die Entwendung verschiedener

Schuldbriefe, die sie vor und nach dem Morde heimlich verpfändet hatte. Die Richter verurtheilten sie nach der damaligen Landessitte, ersäuft zu werden, welches vermittels eines Sackes geschah, worein die Mörderinnen gesteckt, und in einen Fluß oder Teich geworfen wurden.

„Als nun Kunigunde hingerichtet werden „sollte," sagt der Annalist, dessen eigene Worte wir anführen wollen, „hat eine gewisse Adelsper„son, deren Geschlecht ich Ehrenhalber nicht nen„nen will, welche, wie zu vermuthen, zuvor „Kundschaft mit ihr gehabt hat, den Nachrichter „angesprochen, und demselbigen 12 Goldgulden „verheißen, wo er sie bei dem Leben erhalten und „davon bringen könnte, welches der Nachrichter „bewilliget, sie hart gebunden, daß ihr eine Ohn„macht angekommen, und alsdann ins Wasser ge„worfen. Ueber dem Wasser aber hat gemeldter „vom Adel mit zwei Pferden gewartet, und als „die Verurtheilte ein wenig das Wasser hinabge„schwommen, hat sie der Nachrichter, so in ei„nem Schifflein nachfuhr, mit dem Sail auf das „andere Gestad gezogen und gestürzt *), da sie

*) Mit abwärts gekehrtem Kopfe emporgehalten, damit sie nach dem noch herrschenden Vorurtheil das eingeschluckte Wasser von sich geben sollte.

„alsdann bald wieder zu sich selbst kam und erlabet „wurde.“

Nach dieser beinahe unglaublichen Rettung, ward Kunigunde insgeheim nach der Schweiz gebracht, wo sie auf einem Schlosse drei Jahr lang unterhalten, und von mehrern ihrer Buhlen öfters besucht wurde. Als nun Wilhelm von Rappoltstein hievon Nachricht bekam, entrüstete er sich über den schändlichen Betrug, und wollte die Befreiung dieser Verbrecherinn nicht auf seinem Gewissen behalten: da sie sich aber nie lange an einem Orte aufhielt, so schrieb er an alle benachbarten Obrigkeiten um ihre Auslieferung, denn, sagte er, ob sie gleich ihre Strafe ausgestanden, so verdient sie dennoch als eine abscheuliche Verbrecherinn andern zum Exempel in ewiger Gefangenschaft gehalten zu werden. Es vergingen drei Jahre, bis sie ausgespürt und dem Landvogte verabfolgt wurde. Dieser ließ sie in den Thurn des Schlosses Groß-Rappoltstein verschließen und mit der größten Sorgfalt bewachen.

Auch hier blieb Kunigunde, was sie war. Sie zeigte sich beinahe täglich schön geputzt an dem Fenster ihres Gefängnisses, und wußte endlich im Jahr 1507 den Schloßknecht, Philipp von Bacherach genannt, durch ihre unwiderstehlichen Liebkosungen, dahin zu verleiten, daß er sie bei Nacht vermittelst einer Leiter aus ihrem Kerker

befreiete, um sie, wie seine urkundliche Aussage lautet, unehrlicher Weise davon zu führen und zu gebrauchen. Sie wurde aber auf der That ertappt, und die Strafe des Knechts auf Fürbitte hoher Personen, statt der über ihn abgesprochenen Enthauptung, in eine Landesverweisung verwandelt; die schändliche Buhlerinn aber in ihr voriges Gefängniß zurückgeführt. Mehr als zwanzig Jahre brachte sie darinn zu, und Wilhelm von Rappoltstein hielt ihre Reize, auch da sie schon zu welken begunnten, für so gefährlich, daß er seinen Söhnen nicht erlaubte, sich dem Thurme zu nähern, aus Furcht, sie möchten von ihrem Schlangenblicke vergiftet werden. „Denn,“ so schließt der Annalist, „sie war von einer ausbündigen Schöne, und „von Natur dahin geneigt, daß sie schier jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe „reizte.“

V i c t o r i n e, *)

eine savoyische Novelle.

Nach dem Französischen des Hrn. von Florian.

Als ich mich im Sommer des 1788sten Jahres wieder zu Ferney befand, das seit Voltaire's Tode jenen wüsten Schlössern gleicht, die vor Alters von Genien bewohnt waren, entschloß ich mich, die berühmten savoyischen Gletscher zu besuchen. Einer meiner Genfer Freunde hatte die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Ich will diese Reise nicht beschreiben; um sie unterhaltend zu machen, müßte ich jenen gespannten hochfliegenden und für ungeweihte Leser unverständlichen Styl nachahmen, dessen ein Reisender, so bald er eine Meile zurückgelegt, und eine empfindsame Seele

*) Im Original Claudine, und als Mannsperson verkleidet Claude. Dieser letztere für eine deutsche Uebersetzung nicht wohl brauchbare Name wird die Verwechslung desselben mit einem andern in Savoyen eben so gewöhnlichen rechtfertigen.

hat, in unsern Tagen nicht entbehren kann. Ich müßte nur von Entzückungen, Herzensbeklemmungen und Nervenerschütterungen sprechen, und ich gestehe, daß diese so alltäglich gewordenen Ausdrücke mir noch nicht recht geläufig sind. Ich habe den Montblanc, das Eismeer und die Quelle des Arveron gesehen. Ich habe lange mit stummer Bewunderung jene schrecklichen Schneethürme, jene die Wolken zertheilenden Eisspitzen, jenen breiten Fluß angestaunt, den man ein Meer nennt, der plötzlich seinen Lauf hemmt, und dessen schon erstarrte Wogen noch zu toben scheinen, jenes unermeßliche aus dem Schnee vieler Jahrhunderte aufgeführte Gewölbe, aus dem ein milchweißer Strom hervorstürzt, der ungeheure Eisschemmel zwischen zerstückten Felsen mit sich fortwälzt. Das alles hat mich mit Schrecken erfüllt, und mit Traurigkeit durchdrungen. Ich glaubte, das entsetzliche Bild der verwaisten Natur zu sehen, wie sie ihrer Sonne beraubt, den Furien der Gewitter Preis gegeben wird. Indem ich diese schöne Greuel betrachtete, dankte ich dem allmächtigen Wesen, daß es sie zu Seltenheiten machte. Ich wünschte wieder aufzubrechen, um durch das reizende Thal vor Maglan heimzukehren. *) Hier hoffte ich

---

*) Ein entzückendes Thal am Ufer der Arve, durch das man kommt, wenn man nach Chamouny reist.

mein leidendes Auge wieder zu erquicken, indem ich diese liebliche Landschaft langsam durchstreifte, und am Ufer der Arve jene reichen Teppiche, jene stillen Wälder, jene in bunten Farben geschmolzenen Wiesen, jene Strohhütten, jene zerstreuten Häuser betrachtete, darin meine Einbildung mir einen von seiner Familie umringten Greis, eine ihren kleinen Liebling säugende Mutter, ein vom Altar zurückkommendes Brautpaar vormahlte. Dieses ist das Schauspiel, das meinen Augen gefällt. Dieses sind die Ansichten, die mein Herz rühren und ihm bald eine süße Rückerinnerung, oder eine angenehme Sehnsucht mittheilen.

O Geßner, mein trauter Freund, du dachtest auch wie ich, du, der du — in dem, mit den mannigfaltigsten Gemählden geschmückten, zu den verschiedensten Beschreibungen geschicktesten, Lande geboren, — die Kunst der Beschreibungen nie mißbraucht, der du nie geglaubt hast, daß ein Gemählde, so glänzend auch sein Colorit seyn mag, die Personen entbehren könne. Du besingest die dunkeln Gebüsche, die grünenden Matten, die silberhellen Bäche. Allein holde Schäferinnen, liebenswürdige Hirten geben darin Unterricht in der Liebe, in der Frömmigkeit, im Wohlthun. Wenn man dich liest, so spähet das vergnügte Auge die Landschaft durch, die du gemacht hast.

Die noch vergnügtere Seele nährt sich mit nützlichen Lehren, und genießt einer sanften Rührung.

Dieses waren die Gedanken, die mich zu Chamouny beschäftigten, indem ich auf dem Rückwege vom Eismeere den Montenvert herunter stieg. Nach einem zweistündigen beschwerlichen Zuge erreichte ich die Quelle, bei der ich des Morgens geruhet hatte. Ich wollte da noch einmal ruhen, denn so wenig ich die Waldströme liebe, so sehr schätze ich die Quellen. Dabei war ich von Mattigkeit erschöpft, ohne mich dafür belohnt zu fühlen. Ich bat meinen biedern und gefälligen Führer, Namens Franz Paccard, sich neben mich niederzusetzen, da wir denn ein sehr unterhaltendes Gespräch über die Sitten, den Character und die Lebensart der Einwohner von Chamouny anfingen. Der gute Paccard zog mich durch das Gemählde dieser so einfachen Sitten, wovon man sich so gerne unterhält, an sich, wenn es auch nur darum geschähe, um zu bedauern, daß man sie nicht auch besitzt, als ein hübsches junges Mädchen zu mir trat, und mir ein Körbchen Kirschen anbot. Ich nahm es an und bezahlte es ihm. Sobald es sich entfernt hatte, sagte mir Paccard mit Lachen: Vor zehn Jahren kam es einem unserer Bauermädchen theuer zu stehen, daß es, wie dieses, einem Reisenden Obst anbot. Ich bat den Paccard, mir die Geschichte zu erzählen. „Sie

„ist ziemlich lang, antwortete er mir. Ich habe „auch ihre kleinsten Umstände von dem Herrn Pfar„rer zu Salenches erfahren, der selbst einen gro„ßen Antheil an dieser Begebenheit hatte.“ Ich drang in den Paccard, mir alles zu wiederholen, was er vom Pfarrer von Salenches erfahren hatte, und indem wir, an zwo Tannen gelehnt, im Grünen saßen, und unsere Kirschen verzehrten, fing Paccard seine Geschichte an.

Sie müssen wissen, mein Herr, daß unser Thal von Chamouny vor zehn Jahren noch nicht so berühmt war, wie heut zu Tage, Die Reisenden brachten uns ihre Goldstücke noch nicht, um unsere Schneeberge zu sehen, und unsere Kieselsteine aufzulesen. Wir waren arm, unwissend im Bösen, und unsere Weiber und Töchter, die sich nur bloß mit dem Hauswesen beschäftigten, waren noch weit unwissender als wir. Dieses sage ich Ihnen zuvor, damit Sie den Fehler, den Victorine beging, desto verzeihlicher finden. Das arme Kind war so unerfahren, daß es nur allzuleicht war, es zu betrügen.

Victorine war die Tochter des alten Simon, eines Bauers im Dorfe Prieure. *) Dieser Simon, den ich sehr gut kannte, weil er erst

*) Das vornehmste Dorf des Thales von Chamouny.

vor zwei Jahren starb, war der Schulze unserer Gemeinde. Jedermann hielt ihn wegen seiner Rechtschaffenheit in Ehren, allein er war von Natur streng, er ließ sich selber nichts, und andern wenig, hingehen. Man fürchtete ihn eben so sehr, als man ihn schäzte. Wenn einer unsrer Dorfleute mit seiner Frau Streit gehabt, oder des Sonntags ein Glas Wein zuviel getrunken hatte, so wäre er die ganze Woche nicht so keck gewesen, ein Wort mit dem alten Simon zu sprechen. Ging er vorbei, so machten unsere kleinen Jungen keinen Lermen mehr, zogen geschwind ihren Hut ab, und fingen ihr Spiel erst wieder an, wenn Hr. Simon weit weg war.

Simon war der Wittwer einer braven Frau, Namens Lene, die ihm zwo Töchter hinterlassen hatte. Nanette, die ältere war ziemlich hübsch, allein Victorine, die jüngste, war schön wie ein Engel. Ihr niedliches rundes Gesicht, ihre schönen schwarzen und geistvollen Augen, ihre großen Augbraunen, ihr kleiner Mund, der dieser Kirsche glich, ihre unschuldige fröhliche Miene machte alle junge Leute unsers Dorfs in sie verliebt, und wenn sie des Sonntags mit ihrem blauen tuchenen Mieder, das sich an ihre schlanke Weiche schmiegte, mit ihrem mit Bändern gezierten Strohhut, und ihrer kleinen Haube, die kaum ihre langen Haare fasste, zum Tanz unter

die Linde kam, so drangen sich alle junge Bursche zu Victorinen, um sich einen Tanz bei ihr zu bestellen.

Sie war erst vierzehn Jahre, ihre Schwester Nanette neunzehn alt, und diese blieb immer zu Hause, um die Wirthschaft zu besorgen. Victorine, als die Jüngste, hütete die Herde auf dem Montenvert. Sie nahm ihr Essen, und ihren Rocken mit sich, und vertrieb sich die Zeit mit Spinnen, mit Singen, oder durch Gespräche mit den andern Schäferinnen. Des Abends kam sie zu ihrem Vater zurück, der nach dem Essen seinen Töchtern eine Geschichte aus der Bibel vorlas, dann gab er ihnen seinen Segen, und alles ging zu Bette.

Um jene Zeit fingen die Fremden an, unsere Gletscher zu besuchen. Ein junger Engländer, Namens Hr. Belton, der Sohn eines reichen Kaufmanns aus London, der über Genf nach Italien reisen wollte, hatte die Neugierde, das Thal Chamouny zu besuchen. Er trat bei der Frau Couteran ab *), und des andern Tages bestieg er des Morgens um vier Uhr den Montenvert, um unter der Leitung meines Bruders Michel, der jetzt der älteste Wegweiser ist, das

*) Dieses ist der bekannte Name des ältesten Wirthshauses von Chamouny.

Eismeer zu besehen. Um eilf Uhr kam er zurück, und ruhte, wie wir, hier an dieser Quelle aus, als Victorine, die in dieser Gegend ihre Schafe hütete, da sie ihn so sehr erhitzt sah, herbei kam, und ihm die Früchte und die Milch anbot, die sie für ihr Mittagessen bei sich hatte. Der Engländer dankte ihr, sahe sie oft an, schwatzte eine Weile mit ihr, und wollte ihr sechs oder sieben Guineen schenken, die Victorine ausschlug. Allein das arme Mädchen weigerte sich nicht, Hr. Belton unter jene großen Bäume zu führen, wo sie ihre Herde gelassen hatte. Der Engländer bat, seinen Führer zu warten, und ging mit Victorine fort. Er blieb zwo gute Stunden aus. Was sie miteinander sprachen, kann ich nicht erzählen, weil niemand ihnen zuhörte. Es wird genug seyn, zu wissen, daß Hr. Belton noch denselben Abend abreiste, und daß Victorine, als sie zu ihrem Vater zurück kam, nachdenkend, trübsinnig, und ziemlich traurig war, und daß sie an ihrem Finger einen schönen grünen Diamant trug, den der Engländer ihr geschenkt hatte. Ihre Schwester fragte sie, wo sie diesen Ring her habe? Sie antwortete, sie habe ihn gefunden. Alsbald nahm Simon mit unzufriedener Miene den Ring, und trug ihn selbst zur Frau Couteran, damit man die Person entdecken könne, die ihn verloren hätte. Kein Reisender foderte ihn zurück. Hr. Belton

war schon über alle Berge, und Victorine, der man den Ring zurück gab, wurde täglich schwermüthiger.

Vier bis fünf Monate verstrichen. Victorine, die jeden Abend mit verweinten Augen heimkam, fasste endlich den Entschluß, sich ihrer Schwester Nanette anzuvertrauen. Sie gestund ihr, daß sie an dem Tage, da sie Hr. Belton auf dem Montanverd antraf, er zu ihr gesagt habe, daß er in sie verliebt sey, daß er sich zu Chamouny niederlassen wollte, um sie nicht mehr zu verlassen, und um sie zu heurathen. Ich glaubte ihm, setzte Victorine hinzu, denn er schwur mir's mehr, als hundertmal. Er sagte mir, seine Geschäfte nöthigten ihn, nach Genf zurück zu kehren, er wolle aber spätstens in vierzehn Tagen wieder hier seyn, und bei uns ein Haus kaufen, und daß gleich darauf unsere Heurath vor sich gehen sollte. Er hat sich neben mich gesetzt, hat mich umarmt, indem er mich sein Weibchen nannte, und hat mir diesen schönen Diamant zum Trauringe gegeben; ich habe das Herz nicht, liebe Schwester, dir mehr zu erzählen, allein ich habe große Bangigkeiten, ich bin krank, ich weine den ganzen Tag, und ich mag auch noch so fleißig nach der Genfer Straße sehen, Hr. Belton kömmt nicht zurück.

Nanette, die sich kurz zuvor verheurathet hatte, setzte der armen Victorine mit ihren Fra-

gen zu. Endlich erfuhr sie nach vielen Thränen, daß der Engländer das arme einfältige Mädchen schändlich betrogen habe, und daß Victorine schwanger sey.

Was war zu thun? Wie sollte man dieses Unglück dem furchtbaren Hrn. Simon ankündigen? Und doch konnte man es ihm unmöglich verbergen. Die gute Nanette vermehrte das Unglück ihrer Schwester nicht durch unnütze Vorwürfe. Sie suchte sie sogar durch die Hoffnung einer Vergebung zu trösten, die sie in ihrem Herzen für unmöglich hielt. Nachdem sie es lange mit ihr überlegt hatte, ging Nanette mit ihrer Einwilligung zu unserm guten Herrn Pfarrer, entdeckte ihm alles unter dem Siegel des Geheimnisses, und bat ihn, es ihrem Vater zu eröffnen, ihn zu besänftigen, ihm darzuthun, daß der boshafte Engländer allein Victorinens Fehler auf dem Gewissen habe, und kurz, alle Mittel zu ergreifen, um der armen Unglücklichen, wo nicht die Ehre, doch wenigstens das Leben zu retten. Unser Pfarrer, den diese Nachricht sehr betrübte, übernahm es dennoch, sie dem Simon mitzutheilen, und besuchte ihn zu einer Stunde, da er gewiß war, daß Victorine sich auf dem Montenvert befand.

Simon las seiner Gewohnheit nach im alten Testamente. Unser gute Pfarrer setzte sich neben

ihn, sprach von den schönen Geschichten, die in diesem göttlichen Buche stehen, bewunderte vornemlich die von Joseph, als er seinen Brüdern vergab, die vom großen Könige David, als er seinem Sohne Absalon verzieh, und andere, die der Herr Pfarrer besser als ich weiß. Simon war seiner Meinung. Der Herr Pfarrer sagte ihm, Gott habe uns diese Beispiele der Barmherzigkeit geben wollen, damit, wenn wir sanftmüthig und barmherzig gegen unsere Brüder wie Joseph, und gegen unsere Kinder wie David seyn würden, wir uns bei unserm gemeinschaftlichen Vater des gleichen Mitleids getrösten könnten. Das alles war weit besser gesagt, als ich es sagen kann. Allein Sie sehen schon, daß der Pfarrer den Alten nach und nach auf die böse Nachricht vorbereiten wollte. Simon verstund ihn lange nicht, endlich aber mußte er ihn verstehen. Plötzlich stand Simon bleich und vor Zorn zitternd auf, und sprang nach der Flinte, womit er die Gemsen zu schießen pflegte, um seine Tochter umzubringen. Der Pfarrer fiel über ihn her, entwaffnete ihn, hielt ihn auf, und indem er ihm bald mit Nachdruck seine Christenpflicht zu Gemüthe führte, bald ihn umarmte, ihn beklagte, ihn an sein Herz drückte, brachte er es so weit, daß der alte Simon, der bisher mit trocknen Augen und blassen Lippen am ganzen Leibe gezittert hatte, in seinen Armstuhl zurück sank, seine bei-

den Hände vors Gesicht hielt, und in Thränen zerfloß.

Der Pfarrer ließ ihn eine Zeitlang weinen, ohne ihm ein Wort zu sagen. Dann wollte er sich mit ihm über die Mittel berathen, wodurch Victorinens Ehre gerettet werden könnte. Allein Simon unterbrach ihn. Herr Pfarrer, sagte er zu ihm, was verloren ist, lässt sich nicht erhalten. Jedes Mittel, das wir ergreifen, würde uns selbst strafbar machen, weil wir lügen müßten. Die Elende darf nicht mehr hier bleiben. Sie würde für jedermann ein Aergerniß, und für ihren Vater eine Folter seyn. Sie mag fortgehen, sie mag leben die Ehrlose, weil sie doch leben kann, ich aber will ferne von ihr sterben, sie soll mir heute noch aus dem Hause, aus dem Lande soll sie, und sich nie wieder vor meinen grauen Haaren zeigen, die sie entehrt hat.

Der Herr Pfarrer wollte es versuchen, den Simon zu besänftigen. Seine Bemühungen waren vergebens. Simon wiederholte den gemessenen Befehl, daß Victorine fort müsse. Unser guter Pfarrer ging traurig davon, als der Alte ihm nachlief, ihn in seine Stube zurückführte, die Thür abschloß, und, indem er ihm einen alten ledernen Beutel mit fünfzig Thalern zustellte, zu ihm sagte: Herr Pfarrer, das unglückliche Geschöpf wird an allem Mangel leiden; geben Sie ihr diese fünfzig

Thaler, aber ja nicht in meinem Namen, sondern als ein Almosen von Ihnen. Sagen Sie ihr, daß es das Gut der Armen sey, daß das Mitleiden es dem Laster schenke, aber hüten Sie sich, meinen Namen dabey auszusprechen, und wenn Sie an jemand schreiben könnten, um sie ihm zuzuweisen, oder gar zu empfehlen . . . . . ich kenne Ihre Menschenliebe, ich will nichts sagen, und von nichts wissen.

Der Pfarrer antwortete ihm mit einem Händedruck. Er lief zu Nanette, die ihn mehr todt als lebendig auf der Gasse erwartete. Geht nach Hause, sprach er, geht in die Kammer eurer Schwester, packt ihre Kleider zusammen, nehmt alles, was ihr findet, und bringt es in mein Haus: ich kann nur dort mit euch sprechen. Nanette gehorchte mit Thränen, sie konnte leicht errathen, was vorging, und steckte in Victorinens Pack ihre eigenen Kleider, ihre Wäsche und das wenige Geld, das sie besaß. Hierauf kam sie zum guten Pfarrer, der ihr seine Unterredung mit Simon erzählte, ihr einen großen Brief für den Pfarrer zu Salenches zustellte, und ihr sagte:

Mein liebes Kind, Ihr müßt heute noch Eure Schwester nach Salenches begleiten, erzählte ihr die ganze Sache, ich brauche sie nicht zu sehen. Mein Amt würde mich nöthigen, ihr Vor-

würfe zu machen, die in diesem Augenblicke Grausamkeit seyn würden. Stellt ihr diesen Beutel zu, dem ich einige Thaler von meinen Ersparnissen beyfügen will. Gebt ihr diesen Brief für meinen Amtsbruder, den Pfarrer von Salenches. Führt sie bis an das Pfarrhaus. Ihr habt nicht nöthig, hinein zu gehen. Dann kehrt zu Eurem Vater zurück. Er hat Eurer nöthig, mein Kind, Eure gute Aufführung wird, wie ich hoffe, den Kummer lindern, den Eure Schwester ihm verursacht. Geht, meine Tochter, macht euch sogleich auf den Weg, morgen wollen wir uns wiedersehen.

Nanette nahm seufzend ihren Pack, den Brief und den Beutel, und begab sich auf den Montenvert. Sie fand Victorinen auf der Erde liegend, welche weinte, und mit der Verzweifung rang. Nanette milderte, so gut sie konnte, den Befehl, den sie ihr brachte. Als aber Victorine hörte, daß sie auf der Stelle fort müsse, erhob sie ein jämmerliches Geschrey; sie riß sich die Haare aus, zerkratzte sich das Gesicht, und schrie nur immer: Man jagt mich fort, mein Vater gibt mir seinen Fluch. Bringe mich um, Schwester: Bringe mich um, oder ich stürze mich in den Abgrund.

Nanette umarmte sie, und hielt sie zurück. Sie wandte mehrere Stunden dazu an, sie zu beruhigen, indem sie ihr Hoffnung machte, daß

Simon sich endlich besänftigen würde, und ihr versprach, daß sie sie öfters besuchen, und nie verlassen wolle. Endlich vermochte sie Victorinen, abzureisen, und beyde nahmen bey einbrechender Nacht den Weg nach Salenches, ohne durch unser Dorf zu gehen, wo, der Dunkelheit ungeachtet, die arme Victorine sich eingebildet hätte, daß jedermann ihren Fehler auf ihrer Stirne lesen würde.

Sie können sich leicht einbilden, daß die Reise sehr traurig war. Sie langten erst bey Tagesanbruch an. Nanette konnte sich nicht entschließen, mit ihrer Schwester vor dem Herrn Pfarrer zu Salenches zu erscheinen. Sie nahm vor der Stadt von ihr Abschied, drückte sie lange an ihren Busen, übergab ihr alle ihre Geräthschaften, und verließ sie fast eben so trostlos, als es ihre unglückliche Schwester war.

Sobald diese sich allein sah, verließ sie ihr Muth, sie verbarg sich in das Gebürge, und brachte den ganzen Tag ohne Speise zu, fest entschlossen, hier den Tod zu erwarten. Als aber die Nacht einbrach, wandelte sie eine Furcht an, sie ging in die Stadt, wo sie mit leiser Stimme nach dem Pfarrhause fragte. Man wies es ihr; sie klopfte schüchtern an. Eine alte Haushälterinn öffnete ihr die Thür.

Victorine sagte, sie käme vom Hrn. Pfar-

rer von Prieure. Die Haushälterinn führte sie sogleich zu ihrem Herrn, der gerade an seinem Caminfeuer allein zu Nacht aß. Ohne das Herz zu haben, die Augen aufzuschlagen, oder ein Wort zu reden, überreichte ihm Victorine ihren Brief mit zitternder Hand, und indem der Pfarrer ans Licht trat, und las, bedeckte das arme Mädchen ihr Gesicht mit beyden Händen und kniete an der Thür nieder.

Der Herr Pfarrer zu Salenches ist ein braver und würdiger Mann, seine ganze Gemeinde liebt und ehrt ihn als einen Vater. Als er nach Lesung des Briefes den Kopf umwandte, und das junge Mädchen in Thränen schwimmend so daknien sah, fing er auch an zu weinen. Er hob sie auf, lobte ihre Reue, ließ sie die Vergebung eines Fehlers hoffen, der ihr so vielen Schmerz verursachte, nöthigte sie, ihrer Weigerung ungeachtet, zu essen, und nachdem er seine Haushälterinn hereingerufen hatte, befahl er ihr, ein Bette für Victorinen zu rechte zu machen.

Das arme Kind erstaunte, jemanden zu sehen, der sie nicht verachtete; sie küßte ihm die Hand, ohne zu antworten, und küßte sie auch der Haushälterinn, welche ihr Speise vorlegte, der Pfarrer setzte sich neben sie, ließ sich mit ihr in ein liebreiches Gespräch ein, und sagte kein Wörtchen, das sie an ihr Unglück erinnern konnte. Er

fragte sie um Nachrichten vom wackern Pfarrer, seinem Mitbruder. Er erzählte die guten Handlungen, welche dieser Gottesmann verrichtet hatte, und wiederholte geflissentlich, daß das schönste, und zugleich das süßeste Geschäft ihres Amtes sey, die Unglücklichen zu trösten, und die Verirrten auf den guten Weg zurückzubringen. Victorine hörte ihm mit einer Ehrfurcht, mit einer Erkenntlichkeit zu, worüber sie das Essen vergaß. Sie blickte ihn mit thränenvollen Augen an, sie glaubte einen Engel zu sehen, den Gott ihr zusandte, um sie wieder aufzurichten. Als die Mahlzeit vorbey war, verkündigte ihr die Haushälterinn, daß ihre Kammer bereit sey. Victorine ging ziemlich beruhigt zu Bette. Sie schlief nicht, aber sie konnte doch wenigstens ausruhen.

Gleich des folgenden Morgens lief der gute Pfarrer in Salenches umher, um ein kleines Obdach ausfindig zu machen, wo Victorine ihr Wochenbette halten könnte. Eine alte Frau, welche allein wohnte, und Frau Felix hieß, bot ihm eine Kammer an, und versprach Geheimniß. Victorine zog bey der Nacht ein, der Pfarrer bezahlte drey Monate Kostgeld aus seinem Beutel voraus, und Frau Felix kam mit ihm überein, Victorine für eine ihrer Nichten auszugeben, die in Chambery verheurathet sey. Alles wurde veranstaltet, und es war hohe Zeit, denn die

Beschwerlichkeit des Weges, der Kummer, die heftige Erschütterung, welche Victorine ausgestanden hatte, verursachten ihr noch denselben Abend Kindeswehen. Ob sie gleich nur erst sieben Monate schwanger war, so brachte sie doch einen engelschönen Knaben zur Welt, den Frau Felix über der Taufe hob, und ihm den Namen Benjamin beylegte.

Der Pfarrer wollte das Kind sogleich zu einer Amme schicken, allein Victorine bat ihn so inständig, sie sagte ihm mit so vielen Thränen, daß sie lieber sterben, als von ihrem kleinen Benjamin getrennt seyn wollte, daß er ihr ihn wenigstens für die ersten Tage lassen mußte, und da diese ersten Tage vorbey waren, hatte die mütterliche Zärtlichkeit nur noch zugenommen. Der Pfarrer erschöpfte alle Vernunftgründe, er stellte ihr vor, daß sie ihre Rückkunft nach Chamouny, und ihre Aussöhnung mit ihrem Vater unmöglich machte. Victorine hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, und gab ihm keine andre Antwort, als daß sie ihren Benjamin umarmte.

Eine Woche verstrich nach der andern. Victorine vollendete ihre Ammenzeit, und blieb immer bey der Frau Felix, die sie von ganzem Herzen liebte. Die fünfzig Thaler ihres Vaters, und die, welche Nanette zu ihrem Geräthe gelegt hatte, waren hinreichend, ihr Kostgeld zu

bestreiten. Diese gute Nanette getraute sich nicht, ihre Schwester in Salenches zu besuchen, aber alles, was sie ersparen konnte, brachte sie unserm Pfarrer, der es seinem Amtsbruder zuschickte. Hiemit ging Victorinen nichts ab, sie brauchte auch sehr wenig. Sie ging nie, als des Sonntags aus, um die Frühmesse zu besuchen. Die übrige Zeit brachte sie mit ihrem Kinde und der Alten zu, die, weil sie vormals Schulmeisterinn zu Bonneville gewesen, Victorinen gut lesen und schreiben lehrte, und ihr eine Art von Erziehung gab. Kurz, Victorine war nicht unglücklich; der kleine Benjamin war ein allerliebstes Kind, allein dieses Glück konnte nicht immer dauern.

Achtzehn Monate waren bereits verstrichen. Benjamin konnte schon allein gehen. Victorine hatte den Unterricht der guten Frau Felix so wohl benutzt, daß sie im Stande war, einst ihren Sohn selber zu unterrichten. Dieser wurde täglich liebenswürdiger. Victorine konnte sich nicht satt an ihm sehen; sie beschäftigte sich nur mit ihm, ihr Herz hing nur an ihm, als der Pfarrer von Salenches eines Morgens zu ihr kam.

Liebe Tochter, sagte er zu ihr, als ich Euch aufnahm, als ich Eure Fehler mit dem Mantel der Liebe zudeckte, war meine Absicht, Euer Kind

zu einer Amme zu thun, es in einem Dorfe erziehen zu lassen, und ihm hierauf Mittel zu verschaffen, sein Brod zu gewinnen. Ich hoffte, während dieser Zeit den Zorn Eures Vaters zu besänftigen, ihn zu vermögen, Euch wieder in sein Haus aufzunehmen, wo Eure Reue, Eure Sittsamkeit, Eure Liebe zur Tugend und zur Arbeit den ihm verursachten Kummer in Vergessenheit gebracht hätte. Diese Aufführung war die einzige vernünftige, die einzige, die Euch die Liebe Eures Vaters und die Hochachtung Eurer Freunde wiedergeben konnte. Ihr allein widersetzt Euch diesem Plane. Eure übertriebene Zärtlichkeit für Euer Kind, Euer Entschluß, es nie zu verlassen, verbannt Euch auf immer aus dem väterlichen Hause. Meint ihr, Simon werde dieses Kind vor Augen sehen können? Was würde es ihm und dem ganzen Dorfe anders seyn, als ein immerwährender Gegenstand der Scham und des Verdrusses? Ihr habt Vernunft, Herz und Einsicht genug, um zu begreifen, daß Ihr entweder Eurem Kinde, oder Eurem Vater, Eurer Familie und Eurem Geburtsort entsagen müsset. Ich lese in Euren Augen, daß Eure Wahl entschieden ist. Ich muß Euch aber zu bedenken geben, daß Ihr nicht immer bey einer armen guten Frau bleiben könnt, die, ich weiß es wol, Euch herzlich liebt, die vielleicht verlangen wird, daß Ihr

sie nie verlasset, deren Dürftigkeit aber ihr nicht erlaubt, Euch unentgeldlich bey sich zu behalten. Ich selbst kann Euch die schwache Unterstützung nicht fortsetzen, die ich Euch bisher zufließen ließ, weil sie das Gut aller Unglücklichen ist, und ich, nach Erfüllung aller Pflichten, die mir Eure Lage vorschrieb, strafbar wäre, wenn ich andere Nothleidende wegen einer Liebe vernachlässigte, die ich entschuldige, die mich rührt, die ich aber nicht aufmuntern darf. Ihr werdet mir vielleicht antworten, daß Ihr von dem Gelde leben könnt, das Eure Schwester Euch zuschickt, allein dieses Geld bricht sie ihrem Munde, dem Unterhalt ihres Mannes, und ihrer Familie ab. Nanette arbeitet auf ihrem Acker, indem Ihr euern Benjamin liebkoset. Nanette schickt Euch ihren sauern Verdienst, und Nanette hat keinen Fehler begangen. Ich frage Euer Herz, liebe Tochter, erlaubt es Euch, noch lange solche Wohlthaten anzunehmen? Noch ein Ausweg bliebe Euch übrig, nämlich zu Genf, oder zu Chambery in Dienste zu treten. In Eurem Alter, mit Eurer Gestalt, und vielleicht gar in einem Zirkel böser Beyspiele würde dieser Entschluß Euch mancherley Gefahren aussetzen, über dieses zweifle ich, ob eine Herrschaft Euch mit einem Kinde aufnehmen würde, das Ihr nicht verlassen wollt. Ueberlegt alle diese Bedenklichkeiten, und fasset

einen reifen Entschluß. Ich gebe euch zwei Tage Frist. Alsdann müßt Ihr mir sagen, wozu Ihr Euch entschlossen habt, und auch dann verspreche ich Euch, auch noch alles mögliche für Euch zu thun.

Nach diesen Reden ging der Pfarrer fort, und ließ Victorinen in großer Ungewißheit, und in noch größerer Betrübniß zurück. Sie fühlte die Wahrheit alles dessen, was der weise Pfarrer ihr gesagt hatte. Noch mehr fühlte sie, daß es ihr unmöglich seyn würde, ohne ihren Benjamin zu leben. Sie sann den ganzen Tag und die ganze Nacht auf ein Mittel, wie sie ihrer Schwester nicht mehr zur Last seyn, und doch ihr Kind nicht verlassen könnte. Nachdem sie vergebens hin und her gedacht, verfiel sie endlich auf einen Entschluß, der freylich auch mißlich genug war, aber doch allein ihren Bedenklichkeiten abhalf. Sie faßte festen Vorsatz, ihn auszuführen, stand mit Tagesanbruch auf, und schrieb dem Pfarrer ungefähr diese Worte:

„Mein theurer Wohlthäter."

„Es schmerzt mich in der Seele, daß ich Ihnen alle Ihre Gutthaten durch keinen, meiner Erkenntlichkeit angemessenen, Gehorsam vergelten „kann. Der liebe Gott weiß, wenn ich, um Sie „zufrieden zu stellen, nur mein Leben hingeben „müßte, so würde ich minder unglücklich seyn. „Aber welch ein Unterschied zwischen sterben, oder

„meinen Benjamin verlassen! Ich kann es nicht, „lieber Herr Pfarrer. Ich habe alle meine Kräfte „versucht, werden Sie nicht böse auf mich, ich „kann es nicht. Ich will weder meiner armen „Schwester, noch der guten Frau Felix, noch Ih„nen, der Sie so viel für mich gethan haben, „weiter zur Last fallen. Wenn Sie diesen Brief „erhalten, werde ich schon weit von Salenches „seyn, und nicht mehr hinkommen. Ich habe ein „Mittel gefunden, zu leben, ohne in Jemandes „Dienste zu treten, und ohne Gefahr zu laufen, „von der Tugend abzuweichen, die mir durch Sie „so lieb geworden ist. Seyn Sie über diesen „Punkt ruhig, mein theurer Wohlthäter. Ich „verreise, ohne der guten Frau Felix etwas da„von zu sagen, sie möchte mich aufhalten wollen, „und ich würde die Kraft nicht haben, ihr zu „widerstehen. Ich lasse in dem Schubkasten mei„nes nußbaumenen Tischchens fünf und vierzig „Livres, die ich ihr für das zu Ende laufende „Quartal schuldig bin. Ich bitte Sie, ihr dieses „Geld zu geben, und ihr zu sagen, daß ich im„mer für sie beten, und über meine Trennung „von ihr trauern werde. Sie, mein theurer „Wohlthäter, wird der liebe Gott segnen, denn „Sie sind sein Ebenbild auf Erden, und nach ihm „sind Sie es, den ich am meisten schätze, ver„ehre und liebe.“ „Victorine.“

Nachdem sie diesen Brief versiegelt hatte, ließ sie ihn auf dem Tische liegen, machte ihr Päckchen zusammen, band ungefähr zwanzig Thaler, die ihr noch übrig blieben, in ihr Schnupftuch, nahm ihren Benjamin auf den Arm und ging zu Salenches hinaus.

Sie nahm den Weg nach Genf, übernachtete zu Bonneville, weil ihr Kind ihr nicht erlaubte, geschwind zu gehen. Des andern Tages kam sie zu Genf an. Ihre erste Sorge war, alle ihre Kleider und Wäsche zu verkaufen, und aus dem erlösten Gelde drey Mannshemden, ein Paar niedere Schuhe, ein Paar Beinkleider, einen Brustlatz, eine braune Tuchweste, ein seidenes Halstuch, und eine rothe Mütze anzuschaffen. Sie schnitt ihre schönen schwarzen Haare ab, die sie an einen Perückenmacher verkaufte, machte sich einen Ranzen von einem Kalbfell, worein sie ihr Geräthe steckte. Sie zog den schönen grünen Diamantring ab, den sie nie vom Finger gelassen hatte, hing ihn an einer Schnur um den Hals, und verbarg ihn unter dem Hemde. So zog sie, als ein kleiner Savoyard gekleidet, mit einem dicken Stock in der Hand, den Tornister auf den Schultern, den Benjamin auf dem Tornister sitzend, der mit seinen Händen Victorinen um den Hals faßte, zur Stadt Genf hinaus, und fragte nach der Straße, die nach Turin führte.

Zwölf Tage brauchte sie, um die Gebirge zu übersteigen, ohne daß ihr ein Unfall zustieß. Im Gegentheil, in allen Wirthshäusern, wo sie zu Mittag aß und übernachtete, reizte das Alter und die Gestalt des kleinen Savoyarden, nebst dem Kinde, das er auf den Schultern trug, und sein Brüderchen nannte, jedermanns Aufmerksamkeit. Ueberall wurden die kleinen Reisenden wohl aufgenommen, und wenn Victorine des Morgens die Zeche zahlen wollte, forderte man ihr um die Hälfte weniger, als den Andern. Bisweilen verlangte man nichts, als daß sie das berühmte Leyerliedchen ihres Landes singen sollte. Alsdann fing Victorine, ohne sich lange bitten zu lassen, mit einer sanften und rührenden Stimme jene bekannte Arie an, die sie ein wenig geändert hatte.

O Hannchen, schönes Hannchen
Du, die so lieblich sang,
Was gehst du stets alleine
Und warum tönt im Haine
Nie deiner Stimme Klang?

Ach er, mein trauter Buhle,
Zog weg von unsrer Flur,
Nun hängt mein Geist die Schwingen,
Mein Mund kann nicht mehr singen,
Ach seufzen kann er nur.

Ey, sieh dich, schönes Hannchen,
Nach einem andern um,

Sieh, alle Hirten streuen
Dir Blumen, alle weihen
Sich dir zum Eigenthum.

Ich flöh' sie, wenn darunter
Auch gleich ein Herzog wär',
Der Millionen zählte:
Ein Herz, das einen wählte,
Wählt keinen andern mehr.

Victorinens Reise war nicht kostbar. Bey ihrer Ankunft in Turin blieb ihr noch einiges Geld übrig, sie miethete sich ein Kämmerchen unter dem Dache eines Gasthofes, sie kaufte sich den wenigen Hausrath, den sie nöthig hatte, einen Fußschemel, etliche Schuhbürsten und eine Flasche mit Oehl, und in Begleitung ihres Benjamins, der sie nie verließ, schlug sie unter dem Namen Victor ihren Aufenthalt auf dem Schloßplatze auf, wo sie den Vorbeygehenden die Schuhe putzte.

Die ersten Tage trugen ihr wenig ein, weil sie das Ding ungeschickt angriff, und viel Zeit brauchte, um ein paar Heller zu verdienen, bald aber begriff sie es, und da ging das Werk herrlich von statten. Victor, der gescheute, flinke und muntere Victor, machte alle Bestellungen des Quartiers. Während seiner Abwesenheit setzte sich Benjamin auf seinen Schemel, um ihn zu hüten. Gab es einen Brief, oder ein Päckchen

fortzutragen, eine Kiste auf ein Zimmer zu bringen, einen Korb mit Wein=Flaschen in den Keller zu schaffen, so wurde Victor vor allen andern gerufen. Alle Bedienten, alle Thürsteher, alle faule Köchinnen hatten ihn zu ihrem vertrauten Geschäftsträger gemacht, und oft brachte Victor mehr als einen Thaler nach Hause, den er verdient hatte. Dieser Gewinn war mehr, als sie für sich und Benjamin brauchte, der zusehends aufwuchs, täglich schöner ward, und von jedermann geliebt wurde.

Schon über zwey Jahre hatte dieses nicht unglückliche Leben gedauert, als eines Tages Victorine und ihr Kind, auf dem Schloßplatze, indem sie sich beyde niederbückten, um ihren Schemel zurecht zu setzen, einen Fuß sahen, der sich darauf stellte. Victorine griff sogleich zur Bürste, und ohne den Besitzer des Schuhes anzusehen, schritt sie hurtig zum Werke. Als das Schwerste fertig war, hob sie den Kopf empor. Die Bürste fällt ihr aus der Hand, sie erstarrt, es ist Belton, den sie erkannt hatte. Der kleine Benjamin, der keine Zerstreuungen hatte, und niemand erkannte, hob schnell die hingefallene Bürste auf, und wollte mit seinen schwachen Händchen die Arbeit seiner Mutter fortsetzen, die noch immer unbeweglich vor dem Engländer kniete, und die Augen auf ihn heftete. Der erstaunte Belton fragte

Victorine, was sie aufhalte, und lachte über die Versuche des Kindes, dessen Gestalt ihm gefiel. Nun besann Victorine sich wieder, entschuldigte sich bey Herrn Belton mit einer so süßen Stimme, mit so wohl gesetzten Worten, daß der Engländer noch mehr erstaunte, und sie über ihr Land und über ihre Umstände befragte. Victorine antwortete mit ruhiger Stimme: sie und ihr Bruder wären ein paar Waisen, die ihr Brod mit Schuhputzen verdienten, und daß sie im Thale Chamouny geboren seyen. Dieser Name erschütterte den Herrn Belton, er sah Victorinen steif an, und da er einige Züge zu erkennen glaubte, die er nicht vergessen hatte, so fragte er sie nach ihrem Namen. Ich heiße Victor, sagte sie. Und ihr seyd von Chamouny? — Ja, mein Herr, aus dem Dorfe Prieure. — Habt ihr keine andere Brüder? — Nein, mein Herr, ich habe nur Benjamin. — Auch keine Schwester? — O ja. — Wie heißt Eure Schwester? — Sie heißt Victorine. — Victorine? — Ja, so heißt sie. — Wo ist sie? — O ich weiß es nicht. — Wie kann es euch unbekannt seyn? — Aus vielen Ursachen, mein Herr, deren Erzählung Sie wenig bekümmern, und mich Thränen kosten würde. Sie hatte in der That Thränen in den Augen. Hr. Belton schwieg, indem er sie aufmerksam betrachtete. Victorine erin-

nerte ihn, daß die Arbeit vollendet sey. Herr Belton, der nicht fortging, zog eine Guinee aus seiner Tasche, reichte sie ihr, und schien sehr bewegt. Ich kann Ihnen nicht herausgeben, sagte Victorine. Behaltet alles, erwiederte der Engländer, und antwortet mir: „Würdet Ihr nicht gern Euer jetziges Handwerk gegen einen guten Dienst vertauschen? — Unmöglich, mein Herr. — Warum nicht? — Weil mich nichts in der Welt von meinem Bruder trennen kann. — Wenn man ihn aber mit Euch zugleich annähme. — Das wäre ein anders. — Nun dann, Victor, Ihr seyd mein Bedienter, Ihr sollt es in meinem Hause sehr gut haben, und Euer Bruder kann bey Euch wohnen. — Mein Herr, antwortete ihm Victorine ganz bestürzt, seyn Sie so gütig, mir ihre Addresse zu geben, so werde ich Sie morgen sprechen. Hr. Belton riß ihr den Umschlag eines Briefes ab, empfahl ihr, ja nicht auszubleiben, und ging weiter, nachdem er sich öfters nach ihr umsah.

Es war hohe Zeit für Victorinen, daß diese Unterredung ein Ende nahm, ihre Thränen hätten sie bald erstickt. Sie eilte auf ihre Kammer, schloß sich ein, und überlegte, was sie thun sollte. Es schien ihr gefährlich, bey dem jungen Engländer in Dienste zu treten; gleichwol zog ihr Herz sie zu ihm, und die Begierde, ihrem Ben=

jamin einen Vater zu geben, war ihr ein mächtiger Beweggrund. Hingegen machte die Art, wie Belton sie betrogen, und das Versprechen, das sie dem Herrn Pfarrer zu Salenches und sich selbst gethan hatte, alle für ihre Tugend gefährliche Gelegenheiten zu fliehen, sie wieder so unschlüssig, daß sie sich nicht zu helfen wußte. Endlich behielt die Sorge für Benjamin die Oberhand, und sie beschloß, nach reifer Ueberlegung, zu Herrn Belton zu gehen, ihm redlich zu dienen, ihm Liebe für seinen Sohn einzuflößen, ihm aber auch sorgfältig zu verbergen, daß sie jene Victorine sey, die er wol gar erkannt haben mochte. Nun bereute sie es, daß sie sich vielleicht zu weit herausgelassen hatte, und nahm sich fest vor, kein Wort mehr zu sagen, das den Engländer vollends belehren könnte.

Diesem Entschluß zufolge ging sie des andern Tages zu Herrn Belton. Sie wurde von ihm sehr wohl empfangen. Der Engländer versprach ihr einen sehr guten Lohn, wies ihr und Benjamin ein Zimmer an, und befahl, daß sie ungesäumt gekleidet würden. Nach diesen Anstalten wollte Herr Belton das Gespräch des vorigen Tages wieder anknüpfen, und befragte seinen neuen Bedienten über jene Schwester, von der er gesprochen hatte. Allein Victorine unterbrach ihn. Mein Herr, sagte sie, meine Schwe-

ster ist nicht mehr, sie muß vor Elend, Kummer und Reue gestorben seyn. Unsere ganze Familie hat ihr Unglück beweint, und wer nicht unser Verwandter ist, hat vielleicht kein Recht, uns an ein so trauriges Andenken zu erinnern. Belton erstaunte mehr als jemals über den Ton und den Verstand seines Bedienten, und stellte von nun an seine Fragen ein, allein er fasste viel Hochachtung, und empfand eine wahre Freundschaft für diesen seltenen Jüngling.

Victor war in kurzer Zeit der Günstling seines Herrn. Der kleine Benjamin, an den ein unwillkührlicher Zauber das Herz des Herrn Belton fesselte, war allezeit in seinem Zimmer, und wurde vom Engländer mit Geschenken überhäuft. Das liebenswürdige Kind, welches zu errathen schien, daß es Herrn Belton sein Daseyn schuldig war, liebte ihn beynahe eben so sehr, als Victorinen, und sagte es ihm mit so vieler Anmuth, mit so unschuldigen Liebkosungen, daß der Engländer seiner nicht mehr entbehren konnte. Victorine weinte darüber vor Freuden, allein sie verbarg ihre Thränen, und verdoppelte ihre Sorgfalt, unerkannt zu bleiben. Beltons zerstreute Lebensart, seine Verbindungen, seine Liebeshändel mit verschiedenen Frauenzimmern von Turin betrübten Victorinens Herz,

und liessen sie fürchten, daß der Augenblick, sich zu entdecken, vielleicht nie kommen würde.

In der That hatte Herr Belton, den der Tod seiner Eltern mit neunzehn Jahren zum Herrn eines sehr großen Vermögens machte, es bisher dazu angewandt, Italien zu durchstreifen, und sich überall aufzuhalten, wo er sich vergnügen konnte, das ist überall, wo er Weiber antraf, die ihm gefielen, ihn betrogen, und um sein Geld brachten. Eine Dame des Turiner Hofes, die zwar nicht mehr jung, aber noch schön war, wurde damals von ihm geliebt. Dieses rasche jähzornige Weib war über Herrn Belton sehr eifersüchtig. Sie verlangte, daß er jeden Abend mit ihr zu Nacht speisen, und ihr jeden Morgen schreiben sollte. Der Engländer wagte es nicht, ungehorsam zu seyn. Dennoch gab es öftere Zänkereyen und Mißverständnisse. Wegen jeder Kleinigkeit wollte die Dame sich umbringen, weinte, raufte sich die Haare aus, und spielte Comödien, deren Herr Belton anfing überdrüssig zu werden. Victor sah das Alles, denn er begleitete des Abends seinen Herrn. Er bediente ihn bey der Tafel, und des Morgens brachte er der Dame seine Briefe. Sein armes Herz litt dabey nicht wenig. Allein er duldete, ohne ein Wort zu sprechen, er gehorchte Herrn Belton, der ihm täglich mehr Vertrauen bezeigte, und sich oft gegen ihn über

das traurige und beschwerliche Leben beklagte, das er führte. Alsdann wagte Victor einige kleine, halb scherzhafte, halb ernstliche Lehren, die sein Herr mit Beyfall anhörte, und wol auch versprach, sie morgenden Tages zu befolgen. Der morgende Tag erschien. Herr Belton kehrte mehr aus Gewohnheit, als aus Liebe zu seiner Dame zurück, und Victor, der ingeheim weinte, zwang sich zu lächeln, indem er seinen Herrn begleitete.

So verstrichen einige Monate, endlich entstand ein so heftiger Streit zwischen dem Engländer und der Marquisinn, daß jener beschloß, ihr nicht mehr über die Schwelle zu treten. Um sein Wort zu halten, machte er mit einer andern Dame des Hofes Bekanntschaft, welche nicht besser war, als die, so er verließ. Victorine fand in dieser Veränderung bloß eine neue Quelle des Kummers. Alles, was sie gesagt, Alles, was sie gethan hatte, war vergebens, sie mußte wieder von vorn anfangen. Sie ergab sich darein, ohne sich zu beklagen. Immer eben so gehorsam, eben so sanftmüthig, eben so ergeben gegen ihren Herrn, hörte sie seine neuen Geheimnisse eben so geduldig an, und bediente ihn mit der nämlichen Treue.

Allein die Marquisinn war nicht gesonnen, das Herz ihres Engländers so gutwillig fahren zu lassen. Sie ließ ihn ausspähen, entdeckte gar bald ihre Nebenbuhlerinn, und da sie entschlossen war,

Alles zu versuchen, um Herrn Belton herumzubringen, oder zu bestrafen, so erschöpfte sie zuerst alle Ränke der Arglist, um ihn wieder zu sich zu locken. Ihre Bemühungen waren vergebens. Der Engländer ließ ihre Briefe unbeantwortet, verschmähte ihre Einladungen, verspottete ihre Drohungen. Nun gerieth die Marquisinn außer sich, und sann bloß auf Rache.

Als eines Tages Herr Belton seiner Gewohnheit nach, von Victorinen begleitet, um zwey Uhr des Morgens von seiner neuen Geliebten wegging, und, weil er ihrer bereits müde war, zu seinem treuen Victor sagte, daß er große Lust habe, nach London zurückzukehren, fielen auf einmal vier Bösewichter, die hinter einem Eckhause versteckt waren, mit gezückten Dolchen Herrn Belton an, der kaum Zeit hatte, sich den Rücken durch eine Mauer zu decken, und den Degen zu ziehen. Bey Erblickung der Mörder warf Victorine sich ihrem Herrn entgegen, und fing mit ihrer Brust den Dolchstich auf, der Hn. Belton durchbohren sollte. Sie fiel augenblicklich zu Boden. Der Engländer brüllte vor Wuth, lief auf den los, der Victorn verwundet hatte, stürzte ihn zu Boden, und fiel die drey andern mit solcher Hitze an, daß sie die Flucht ergriffen. Herr Belton verfolgte sie nicht, er kam zu seinem Bedienten zurück, hob ihn auf, umarmte ihn, und

rief

rief ihn weinend bey seinem Namen. Allein Victorine antwortete nicht, sie lag in Ohnmacht. Herr Belton nahm sie in seine Arme, trug sie in seine nahgelegene Wohnung, legte sie auf sein eigenes Bette, und indeß alle seine Leute auf seinen Befehl nach einem Wundarzte riefen, knüpfte Hr. Belton voll Ungedult, zu sehen, ob die Wunde gefährlich sey, Victorinens Weste auf, schob das blutige Hemd weg, und wurde versteinert, als er einen weiblichen Busen erblickte.

In dieser Minute erschien der Wundarzt. Er besichtigte die Wunde, und fand sie nicht tödtlich, weil der Dolch an einer Rippe abglitte. Allein Victorine kam nicht zu sich. Man verband sie, man gab ihr Tropfen zu riechen. Herr Belton, der ihr den Kopf hielt, bemerkt eine Schnur an ihrem Halse, er zieht sie hervor, und erblickt einen Ring .... es ist der seinige, eben der, welchen er auf dem Montenvert der schönen Hirtinn ansteckte, die er so grausam verließ. Nun wird ihm alles klar, er erkennt Victorinen, allein er zwingt sich. Er läßt eine Wärterinn rufen, die sie entkleidet, und in ihr Bette trägt. Als das arme Mädchen sich endlich erholte, wirft sie erstaunende Blicke auf die Wärterinn, auf den Wundarzt, auf ihren Herrn und auf Benjamin, der, durch das Getöse aufgeweckt, halb nackend aufgestanden und zu seinem

Bruder gelaufen war, den er mit lautem Geschrey umarmte.

Victorinens erste Bewegung war, ihren Benjamin zu trösten; als sie sich hierauf an das Vergangene erinnerte, und sich in einem Bette befand, bedachte sie, daß sie ausgekleidet worden, und griff mit unruhiger Hurtigkeit nach ihrem Ringe. Herr Belton, der sie beobachtete, las in ihren Blicken das Vergnügen, das sie hatte, ihr Kleinod wiederzufinden. Er hieß alsbald jedermann hinausgehen, kniete neben das Bette nieder, und nahm Victorinen bey der Hand.

„Fasse, rief er, fasse dich, liebe Freundinn, ich „weiß Alles, zu unser beyder Glücke weiß ich es, „du bist Victorine, und ich bin ein Ungeheuer. „Ich weiß nur ein Mittel, es nicht mehr zu seyn, „und du allein kannst mir es geben. Ich verdanke „dir schon mein Leben, ich will dir auch meine Ehre „verdanken. Ja, meine Ehre, denn ich habe sie „verloren, du nicht. Deine Wunde ist nicht gefährlich, in Kurzem wird sie geheilt seyn. Sobald „du ausgehen kannst, mußt du mir vor dem Altare „den Namen deines Gatten geben, und mir ein „abscheuliches Verbrechen verzeihen, das ich mir „nie verzeihen werde; diese Verbindung, um die „ich dich auf den Knien bitte, muß in den Augen „der Tugend mich ehren und adeln. Lange, gute „Victorine, vergaß ich sie, diese so liebenswürdige

„Tugend, allein sie wird mir um desto theurer, da „du ihr mein Herz wieder zuwendest.“

Urtheilen Sie von dem Erstaunen, von der Entzückung der guten Victorine. Sie wollte sprechen, ihre Thränen erstickten ihre Worte. Auf einmal erblickte sie den kleinen Benjamin, den man mit den andern hinaus geschafft hatte, und der, voll Unruhe wegen seines Bruders, die Thür ganz sachte aufmachte, und sein holdseliges Gesichtchen hereinstreckte, um zu sehen, was in der Kammer vorging. Victorine wies ihn Herrn Belton und sagte: Hier ist Ihr Sohn, er wird Ihnen besser als ich antworten. Der Engländer sprang auf Benjamin zu, nahm ihn auf seine Arme, und bedeckte ihn mit Küssen, und nachdem er ihn zu seiner Mutter getragen, brachte er den Rest der Nacht zwischen seiner Gattinn und seinem Kinde in einem Seelenvergnügen zu, das er noch nie gekannt hatte.

Nach vierzehn Tagen war Victorine wieder hergestellt. Sie hatte Herrn Belton von allem unterrichtet, was ihr begegnet war. Diese Erzählung machte sie dem jungen Engländer nur noch theurer, der nun weit verliebter in sie war, als das erste Mal, da er sie kennen lernte. Sobald sie die Reise ertragen konnte, stieg Victorine in einem weiblichen aber sehr bescheidenen Anzuge mit dem kleinen Benjamin in den Wagen des Engländers, und alle drey kehrten, ihrer Verabredung

gemäß, zu Salenches bey dem Pfarrer ein. Der gute Priester erkannte Victorinen nicht. Der Engländer belustigte sich eine Zeitlang an seiner Verlegenheit. Endlich erinnerte ihn Victorine, indem sie ihm um den Hals fiel, an alle seine Wohlthaten, und unterrichtete ihn von dem Beweggrunde ihrer Reise. Der gute Pfarrer dankte Gott, er lief hinein, und holte die Frau Felix, die noch lebte, und die vor Freuden bald gestorben wäre, als sie Victorinen und ihren Benjamin erblickte. Des folgenden Morgens verreisten sie alle nach Chamouny, wo Herr Belton, der katholisch war, sich öffentlich in der Pfarrkirche zu Prieure trauen lassen wollte.

Noch am Abend ihrer Ankunft schickte der junge Engländer den Herrn Pfarrer von Salenches zum furchtbaren Herrn Simon, um bey ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Der Alte empfing ihn mit gesetztem Ernste, hörte ihn ohne sonderliches Vergnügen an, und gab seine Einwilligung nur mit zwey Worten. Victorine kam, und warf sich zu seinen Füßen, ihr Vater ließ sie einige Augenblicke liegen, hob sie sodann, ohne das geringste Zeichen des Wohlgefallens, auf, umarmte sie, ohne sie an sein Herz zu drücken, und empfing Herrn Belton mit einem frostigen Gruße. Die gute Nanette, die man gleich anfangs herbeygerufen hatte, lachte und weinte unaufhörlich. Bey dem Kirch-

gange trug sie den Benjamin auf einem Arme, und mit dem andern fasste sie ihre Schwester, die ihr Bräutigam führte. Die beyden Geistlichen gingen voran, die alte Frau Felix hinten drein mit Herrn Simon, den sie zankte, hierauf folgten alle Kinder des Dorfs mit frohen Gesängen.

So ging man in die Kirche, wo der Hr. Pfarrer von Chamouny den Herrn Pfarrer von Salenches die Messe lesen ließ. Die Hochzeit war herrlich, das ganze Dorf tanzte acht volle Tage. Herr Belton hatte auf der Wiese am Ufer der Arve Tische aufschlagen lassen, woran jeder nach Herzenslust schmausen konnte. Er kaufte für den alten Herrn Simon die besten Aecker. Dieser aber weigerte sich, sie anzunehmen, und ereiferte sich sogar über unsern Pfarrer, der ihm diese Weigerung verwies. Nanette war nicht so hart. Sie nahm diese Aecker und ein hübsches Haus an, das Herr Belton ihr schenkte. Sie ist jetzt die reichste und glücklichste Bäuerin im Dorfe. Herr und Madame Belton verreisten nach einem Monate, und der Segen der ganzen Gemeine folgte ihnen nach. Sie wohnen in London, wo Benjamin schon fünf oder sechs Geschwister hat.

Dieses ist ihre Geschichte, die ich nicht kürzer fassen konnte, weil ich sie gern so erzählen wollte, wie der Herr Pfarrer sie erzählt, von dem ich sie

oft und viel gehört habe. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Ihnen lange Weile machte.

Ich sagte dem Franz Paccard vielen Dank, und versicherte ihn, daß seine Erzählung mich sehr gerührt habe. Hierauf stieg ich den Montenvert hinab, und dachte nur immer an Victorinen. Nach meiner Rückkunft in Genf schrieb ich diese Geschichte mit Paccards eigenen Worten auf, ohne die Fehler gegen den Geschmack und die Schreibart zu verbessern, welche Kenner darin finden werden.

Die Räuberhöhle.

Ein Fragment. *)

. . . . . Der reizende und genußreiche Aufenthalt in Florenz bewog Omarn, einige Wochen in dieser Residenz zu verweilen, und Antonio benutzte diesen Aufschub, einen Absprung nach Ankona zu machen, wo er einen Commanditen hatte, mit welchem er einige wichtige Angelegenheiten abthun wollte. Zu Rom wollte er wieder zur Gesellschaft stoßen, und Francesco übernahm es, sei-

*) Diese Geschichte, die, nach des Verfassers eigener Bemerkung, als Dichtung unverzeihlich wäre, ist eine wahre Anecdote, die sich im Odenwald zugetragen hat. Antonio ist der verstorbene deutsche Graf von Königseck. Sein treuer beherzter Diener hieß Hudard. Dieses schaudervolle Gemählde wurde zuerst als Episode der moralischen Erzählung, die Sclaven betitelt, angehängt und mit dieser in die Flora eingerückt. Bey der Revision der zu den Prosaischen Versuchen bestimmten Stücken, trennte der Verfasser diese Mordscene von den Sclaven, und beschloß, sie, nach vorgängiger Umarbeituug, dem 10ten Bande jener Versuche einzuverleiben. Allein sein Tod vereitelte dieses Vorhaben. Die Erben des Verf. lassen sie deswegen hier unverändert abdrucken.

nen Vater von der Zeit zu benachrichtigen, da sie in Neapel einzutreffen gedachten.

Da die Gesellschaft keinen ihrer Wagen entbehren konnte, so kaufte sich Antonio ein Paar hübsche Reitpferde, mit denen er, von seinem Bedienten begleitet, die Reise antrat. So kurz auch die Trennung von Rosalien war, so kostete sie dennoch dem zärtlichen Mädchen Thränen. Hubert, so hieß sein Bedienter, war ein gewandter Bursche, der schon ehedem mit einem deutschen Grafen Italien bereist hatte. Sein offenes Gesicht führte das Gepräge eines guten und frohen Herzens. Antonio fand gleich in den ersten Tagen mehr als eine Gelegenheit, die Sorgfalt und Thätigkeit dieses Menschen zu erproben.

Er kam glücklich in Ankona an, und brauchte mehr nicht, als vier Tage, um sein Rechnungsgeschäft mit seinem Commanditen zu beendigen. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er Omarn und Rosalien, und meldete ihnen, daß er binnen zehn bis zwölf Tagen Rom zu erreichen und sie daselbst anzutreffen hoffe. Er war nur noch zwei Tagreisen von dieser Hauptstadt der christlichen Welt entfernt, als er, zwischen Foligno und Spoletto, in einer Dorfschenke einen Fremden antraf, der ebenfalls zu Pferde war, und nach Rom zu reisen gedachte. Antonio ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm, daß er die Land=

straße verlassen und auf einem Nebenwege, wodurch er vier italienische Meilen abschnitt, nach Spoletto gehen wolle. Ist aber dieser kürzere Weg auch sicher? sagte Antonio. Wenn er das nicht wäre, erwiederte der Fremde, so würde ich mich nicht so allein auf denselben wagen. Gegen diesen Grund war nun freilich nichts einzuwenden, und Antonio beschloß, seinem Führer zu folgen. Dieser gab sich für einen neapolitanischen Offizier aus, der in Rom eine kleine Erbschaft zu beziehen habe, und unterhielt seine Gefährten durch allerhand Gespräche, die nicht sowol einen angebauten Geist, als eine mannichfaltige Erfahrung verriethen.

Gegen Abend erreichten sie in einem Walde einen einzelnen Hof, der eher einer Meierei, als einer Herberge glich. Lassen sie uns hier übernachten, sagte der Fremde; in einer halben Stunde wären wir zwar auf der Landstraße, alsdann hätten wir aber noch über drei hiesige Meilen bis nach Spoletto, und es wäre nicht rathsam, diesen Weg bey Nacht zu machen. Antonio folgte seinem Rathe, und man kehrte auf diesem Hofe ein. Der Wirth empfing die Gäste mit vieler Dienstfertigkeit, und wies dem jungen Sicilianer im obern Stockwerk des Hintergebäudes ein Zimmer an. Machen Sie sich's nun bequem, sagte er; in einer kleinen Stunde soll die Mahlzeit fertig seyn. Hubert packte die Pferde ab, und trug die Felleisen

und Pistolen auf seines Herrn Zimmer, der, von der Hitze abgemattet, seinen Reitrock abgelegt, und sich auf ein Bett geworfen hatte, wo er einschlummerte.

Indessen besorgte Hubert seine Gäule, und da er neben dem Pferdestall einen andern offen fand, in welchem ein junges Mädchen ein Paar Kühe fütterte, so trat er hinein, und fing an, mit der kleinen hübschen Brunette zu dahlen. Die Dirne antwortete wenig, und schien sehr traurig; bisweilen unterdrückte sie einen Seufzer. Was fehlt dir, mein Kind, sagte Hubert zu ihr; du scheinst mir sehr betrübt? Sie schwieg, aber nun konnte sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Hubert drang noch mehr in sie: Rede, liebes Mädchen, kann ich dir womit helfen? Wenn ich es nicht kann, so habe ich einen Herrn, der die Güte selbst ist. Das Mädchen ächzte, und sagte halb leise: Ach, der gute Herr!

Hubert. Nun, kennst du ihn? Das ist doch wol nicht möglich.

Sie. Ich sah ihn ja zum Hofe hereintreten, und dachte sogleich, daß er eben so gut seyn müsse, als er schön ist.

Hubert. Und dieses macht dich betrübt?

Das Mädchen erbebte; ihr Odem stockte; convulsivische Wallungen beklemmten ihren Busen. Plötzlich sprang sie zur Stallthür hinaus, blickte

schüchtern in der Dämmerung um sich her und kam nach einer Minute wieder herein. Sie fasste Huberten zitternd am Arme, zog ihn mit sich in einen Winkel des Stalles, und sagte zu ihm: Knieet nieder!

Hubert. Eh! was soll das werden? Faselst du, liebes Mädchen?

Sie. Ihr sollt es bald hören. Knieet nieder.

Hubert war begierig, zu sehen, wo das alles hinaus wollte. Er warf sich vor dem Mädchen auf ein Knie.

Sie. Schwöret mir bey der Mutter Gottes und allen Heiligen, daß ihr das Geheimniß, das ich euch offenbaren werde, durch keine Unvorsichtigkeit verrathen, und euch meiner annehmen wollt. Das Stillschweigen brauche ich euch nicht aufzulegen. Hubert sah nun wol, daß das Mädchen nicht spaste; ein Schauer sträubte ihm die Haare empor. Nun, ich schwöre, sagte er mit aufgehobener Hand.

Sie (leise). Wisset, daß ihr in einer abscheulichen Mördergrube seyd, daß euer Begleiter das Haupt einer Banditenrotte ist, denen der Wirth dieses Hauses Unterschleif gibt. (Schluchzend) Ach! ich bin eine arme Verführte, die schon drey Monate diesen Teufeln dienet. Der Tod eines Jünglings, der in meinen Armen ermordet wurde, hat mein Gewissen aufgeschreckt; dennoch wagte ich es nicht,

zu fliehen, aus Furcht, ein Opfer der Rache dieser Bösewichter zu werden. Allein, der Anblick eures Herrn, der diesem Jünglinge sehr ähnlich sieht, hat meine Höllenangst verdoppelt. Retten kann ich euch nicht, sonst würde ich es mit meinem Blute thun; aber versprechet mir, wenn ihr gerettet seyd, euern Herrn zu bewegen, mich in ein Kloster zu bringen, wo ich meine Sünden abbüßen kann.

Hubert. Entsetzlich! Wohlan, gutes Mädchen, ich hafte für meinen Herrn; er wird gewiß deinen Wunsch erfüllen. Allein, weißt du denn gar kein Mittel, wie wir entkommen können?

Sie. Vom Entkommen ist keine Frage; der mindeste Versuch würde euch und mir das Leben kosten. Wahrscheinlich werden noch mehrere Glieder der Diebsbande zum Vorschein kommen, und mit euerm Herrn zu speisen verlangen. Der Mord wird meist an der Tafel vollzogen. Es herbergt zwar noch ein Gast hier; allein es ist ein alter Mann, dem wahrscheinlich kein Leid geschehen wird.

Hubert. Wie so?

Sie. Er kam eine Stunde vor euch zu Fuße an, weil ihm draußen auf der Landstraße sein Carriol zerbrach, das er mit dem Postillon und seinem Bedienten zum Ausbessern nach Spoletto sandte. Morgen früh wird man ihn wieder abholen. Er hat eine leichte Quetschung am Knie, und ist gleich zu Bette gegangen. Seine Kammer ist in dem Vordergebäude, wo er nicht hören kann, was im Hinterhause vorgeht.

Hubert. Du meinst also, daß sie ihr Bubenstück bei Tische ausführen wollen?

Sie. Ohne Zweifel. Gervasio, so heißt

der

der Anführer, gibt gemeiniglich das Zeichen dazu, indem er sein Messer nach dem Munde führt, als ob er sich die Zähne stochern wollte; alsdann ist es Zeit, den Stileten zuvorzukommen. Ihr habt doch Gewehr bey euch?

Hubert. O ja, und auch Herz im Leibe. Gott lohne dir, gutes Mädchen; auch mein Herr wird dir lohnen.

Sie. Verlasst mich nun, sonst möchte eure Abwesenheit Argwohn erwecken.

Hubert kehrte in seinen Stall zurück, wo er einige Augenblicke überlegte, was zu thun sey. Er fürchtete sich vor Antonios brausender Lebhaftigkeit, und kannte ihn schon genug, um überzeugt zu seyn, daß er nicht Herr seiner Mienen seyn würde. Ein einziger mißtrauischer Blick konnte Alles verrathen, und Alles verderben. Er beschloß also, die schreckliche Entdeckung seinem Herrn nur im äußersten Nothfalle zu eröffnen, und indessen allein auf Rettung zu denken.

Als er über den Hof ging, begegneten ihm zwei Fremde, die ihre Pferde nach dem Stalle zogen. Dieser Umstand bestätigte ihm die Aussage des Mädchens nur allzusehr. Er begab sich auf seines Herrn Stube, wo er den Wirth antraf, der ihn um die Erlaubniß bat, noch zwei eben angekommene Reisende mit sich speisen zu lassen. Antonio bewilligte es ohne Bedenken, und ging hinunter, um sich einstweilen mit Gervasio und den beyden Gästen zu unterhalten. Das Speisezimmer war nicht groß, und der Tisch, der nur noch für zwei Personen gedeckt war, so klein, daß, als die zwei neue Gedecke hinzukamen, die vier Gäste ganz nahe beysammen sitzen mußten. Die

beyden Fremden gaben sich für Kaufleute von Livorno aus, und es entspann sich zwischen ihnen und Antonio eine Unterredung, die bis zum Augenblicke dauerte, da die erste Schüssel aufgetragen wurde.

Inzwischen hatte Hubert auf dem Zimmer seines Herrn die zwei Paar Doppelpistolen, die sie bey sich hatten, sorgfältig untersucht. Jeder Lauf war mit drey Kugeln geladen, die ihm mehr als hinreichend schienen, seinen Streich auszuführen. Er steckte daher zwei geladene Pistolen in seinen Reitgurt, und eine in jede Tasche seines weiten Ueberrocks, den er durchweg zuknöpfte. So ging er in die Speisestube hinunter, um seinen Herrn zu bedienen. Man hatte sich eben zu Tische gesetzt. Hubert stellte sich sehr müde an, und lehnte sich meist auf den Stuhl des Antonio. Da er ihm immer den Teller reichte, den er dem Wirthe aus der Hand nahm, so war dieser nur mit den drey übrigen Gästen beschäftigt.

Die zwey ersten Schüsseln waren abgetragen; nun kam es an den Braten. Hubert schien bloß auf seinen Herrn zu achten, und schielte nur von Zeit zu Zeit um sich her. Gervasio saß dem Antonio gegenüber, und die beyden Fremden saßen ihm zur Seite. Hubert bemerkte mit Vergnügen, daß er sie beynahe mit seinem ausgestreckten Arme erreichen konnte. Gervasio aß nun nicht mehr, und als Antonio zufälligerweise seiner Gefangenschaft in Tripoli erwähnte, erzählte der Gaudieb mit mahlerischer Beredsamkeit die Geschichte eines Seegefechts, dem er einst beywohnte, und welche die ganze Aufmerksamkeit des Antonio an sich zog. Mitten in der Erzählung ergriff er sein

Messer, und schien in der Zerstreuung damit zu spielen. Diese Bewegung entging Huberten nicht, und als der Bösewicht eine Minute darauf das Messer gegen den Mund erhob, riß er blitzschnell mit jeder Hand eine seiner Pistolen aus der Tasche, und feuerte sie mit dem Ausrufe: Mörder! auf die beiden Nachbarn seines Herrn los, welche zu Boden stürzten. Antonio fuhr auf, und es geschah mehr maschinenmäßig, als mit Vorsatz, daß er in der Bestürzung den Tisch vor sich hin stieß, und dadurch den nicht weniger bestürzten Gervasio rücklings zu Boden warf. Hurtig! Hurtig! hier geht es um das Leben, rief Hubert seinem Herrn zu, indem er ihm eine seiner Pistolen in die Hand gab, und mit der andern dem Gervasio, der sich eben aufraffte, und ein Terzerol aus der Tasche zog, den Schedel zerschmetterte. In diesem Augenblicke stürmte der Wirth herein, der die That vollzogen glaubte. Antonio schoß nach ihm und fehlte; allein Hubert, der ein frisches Gewehr aus seinem Gürtel hervorgeholt hatte, streckte auch diesen zur Erde.

Geben sie mir acht auf diese Buben, sagte er hierauf, indem er ihm seine vierte Pistole zustellte, in einem Augenblicke bin ich wieder da. Wie ein Pfeil schoß er zur Thür hinaus. Die Wirthin glaubte, es sey ihr Mann, und kam ihm aus der Küche entgegen gelaufen. Hubert rannte sie zu Boden, riß ihr das Halstuch von der Brust, band ihr damit die Hände auf den Rücken, schleppte sie in die Küche zurück, verstopfte ihr den Mund mit seinem Schnupftuche, und ließ sie auf der Erde liegen. Dann lief er in den Stall, und in Ermanglung anderer Stricke, zog er den Pferden die

Halftern ab, und eilte damit in die Speisestube zurück.

Von den vier Banditen war nur der Anführer todt, die zwei übrigen waren in die Brust, und der Wirth in den Unterleib geschossen. Allen dreien band er ebenfalls die Hände auf den Rücken, wobey ihm Antonio hülfreiche Hand leisten mußte. Dann ging er mit der noch ungelösten Pistole in der einen, und einem Licht in der andern Hand wieder in den Hof, und lauschte, ob sonst Niemand sich regte. Alles war still, und keine lebendige Seele ließ sich blicken. Er ging nach dem Kuhstalle, um das Mädchen aufzusuchen, welches er nicht in der Küche gesehen hatte. Er fand es nicht. Er kehrte in die Küche zurück, zog der Wirthin den Knebel aus dem Munde, und setzte ihr sein Mordgewehr auf die Brust. Sage mir, Elende, wie viel Leute hier im Hause sind. Das Weib war halb ohnmächtig, und es währte lange, bis sie ihm zitternd und heulend zu verstehen gab, daß außer den drey Personen, die mit seinem Herrn gespeist hatten, und ihrem Manne Niemand, als ihre Magd und ein fremder Gast vorhanden sey. Weise mir sein Zimmer, sagte Hubert, und half ihr auf die Beine. Sie mußte vorangehen. Als er vor das Zimmer kam, klopfte er an. Wer da? rief eine dumpfe Stimme; gut Freund! antwortete Hubert; machen Sie auf, mein Herr, die Gefahr ist vorbey. Der Fremde wollte nicht aufschließen. Machen sie auf, ich bitte Sie; wenn ich Ihnen Leid zufügen wollte, so wäre es mir ein leichtes, die Thür einzusprengen. Nun wurde sie geöffnet, und ein ehrwürdiger Greis stand halb angekleidet, aber zitternd und bebend vor ihm. Ziehen Sie Sich an,

und folgen Sie mir, mein Herr, sagt Hubert, wir sind in einer Mördergrube: aber, Gottlob! die Vögel sind gefangen. Gleichwol ist es nöthig, daß wir beysammen bleiben. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Der Alte ließ sich von ihm ankleiden, und folgte ihm ohne Widerrede. Lassen Sie uns die Hexe zwischen uns nehmen, fuhr Hubert fort, und stieg voran die Treppe hinunter. Als sie vor die Speisestube kamen, sagte er zum Greise: Machen Sie auf, ich habe keine freie Hand. Er öffnete die Thür. Um Gotteswillen, mein Oheim! rief Antonio, als er den Greis erblickte, was thun Sie hier? Ottavio, denn er war es, fiel seinem Neffen in die Arme. Ach, mein Sohn, mein lieber Sohn! mehr konnte er nicht sagen. Das gräßliche Schauspiel, das er vor sich sah, lähmte ihm die Zunge. Indessen hatte die Wirthin ihren Mann in seinem Blut erblickt, und ein klägliches Geheul erhoben. Schweig, Bestie, rief Hubert, indem er sie zu Boden warf, und ihr das Maul wieder verstopfte. Ottavio hing noch immer sprachlos an Antonio's Halse. Bewillkommen Sie Sich morgen, meine Herren, fuhr der brave Diener fort, und halten Sie hier gute Wache. Es ist noch Jemand im Hause, den ich aufsuchen muß. Er ging wieder in den Hof. Das Mädchen hatte sich auf den Heuboden verkrochen, als sie die Schüsse fallen hörte. Da nun alles still war, kam sie herunter geschlichen, um zu lauschen. Hubert erblickte sie, und flog auf sie zu. Er fiel ihr um den Hals: Dir, liebes Mädchen, haben wir unser Leben zu danken.

Er wollte sie in die Stube nöthigen; allein sie weigerte sich. Ich habe schon zu viel Blut gesehen,

sagte sie, ich will in der Küche bleiben. Nun rief Hubert seinen Herrn heraus, und führte ihn zu ihr. Nicht ich, sondern dieses Mädchen hat uns gerettet. Er erzählte ihm mit wenig Worten den Vorgang im Stalle, und setzte hinzu: ich habe mich für Sie verbürgt, mein Herr, gewiß werden Sie mein Versprechen erfüllen, und sie in einem Kloster unterbringen. Verlaß Dich darauf, mein Kind, antwortete Antonio; allein was wollen wir nun mit den Bösewichtern anfangen?

Morgen in aller Frühe, sagte Maria, so hieß die Dirne, wird der Postillon und der Bediente des alten Herrn mit seinem Carriol zurückkommen. . . Alsdann, fiel Antonio ihr ins Wort, setze ich dich mit meinem Oheim hinein, besteige das Pferd des Postillons, übergebe dich den Carmeliterinnen zu Spoletto, und eile mit den Justizbeamten hieher zurück. Du, braver Hubert, kannst indessen mit meines Oheims Bedienten und Postillon hier bleiben. Allein, versetzte Maria schüchtern, wird man mich nicht auch gefangen nehmen?

Antonio. Nein, dafür stehe ich dir. Die Räuber müssen glauben, du seyest entronnen, und . . . (nachsinnend) Freylich wäre es gut, wenn wir sie auf eine andere Art ihrer Verbrechen überführen könnten, da du allein gegen sie zeugen kannst.

Maria. Dieses wird nicht schwer seyn. Unter dem Dünger hinter der Scheune liegen fünf Leichname eingescharrt, die in den drey Monaten, seitdem ich hier bin, ermordet wurden. Maria mußte ihnen die Stelle weisen, dann kehrte Hubert in die Stube zurück, und sandte den Ottavio hinaus, den Antonio von dem ganzen Vor-

falle und den getroffenen Maßregeln unterrichtete. Der Greis schauderte bey der Erzählung, und hob seine Hände gen Himmel. Ihr machtet mir, sagte er, die Zeit in Neapel zu lang. Als ich daher Francesco's Brief erhielt, beschloß ich, euch in Rom zu überraschen, und den kleinen Umweg über Aquila zu nehmen, wo ich einen Tag bey meinem alten Freunde Manfredi zubringen wollte. Gestern verließ ich ihn, und du weißt, warum ich, statt in Spoletto zu übernachten, in dieser Herberge einkehren mußte. Ich hörte wol, daß Fremde ankamen, allein ich lag schon zu Bette, und würde mir nie haben träumen lassen, daß wir einander so nahe wären. Großer Gott! Was für einem Unglücke sind wir entgangen. O, lieber Sohn, laß uns diesen verruchten Ort baldmöglichst verlassen!

Dieses geschah mit Anbruch des Tages. Maria wurde von Antonio mit einer Summe Geldes der Priorinn des Klosters übergeben, und indeß Ottavio in einem Gasthof abtrat, kehrte sein Neffe mit den Gerichtsdienern nach der Räuberhöhle zurück, wo Hubert mit seinen beiden Gehülfen die Gefangenen indeß bewacht und mit der größten Sorgfalt gehindert hatten, mit einander zu sprechen. Einer von den Mördern war in der Nacht an seiner Wunde gestorben. Der Wirth und die Wirthin wurden auf den bestimmten Platz geführt. Man fand die Leichname, und das Verbrechen war so klar erwiesen, daß die Reisenden noch vor Abend in Spoletto eintrafen, und am folgenden Tage ihre Reise fortsetzen konnten.

Sie langten glücklich in Rom bey ihrer Gesellschaft an, deren Freude durch die unvermuthete Erscheinung des Ottavio ihr höchstes Maß er-

reichte. Lange weinte der edle Greis am Halse seiner Kinder und seines trefflichen Bruders. Antonio stellte ihnen den braven Hubert als seinen Lebensretter vor, und erzählte ihnen seine grauenvolle Geschichte. Mehr als einmal war Rosalia einer Ohnmacht nahe, und alle umarmten den treuen Diener, der mit so vielem Bedachte seinen kühnen Anschlag ausgeführt hatte. Freund, sagte Omar zu ihm, du gehörst zu unserer Familie. Antonio muß mir die Ehre überlassen, für dich zu sorgen. Er versicherte ihm eine Leibrente von hundert Zechinen. Alles schwamm in Wonne, und Ottavio war so sehr von seiner reizenden Nichte bezaubert, daß er schon am folgenden Tage zu seinem Bruder sagte: Ich kann die Stunde nicht erwarten, da ich diesen Engel meine Tochter nennen werde. Was hindert, sagte Omar, daß wir hier das zweifache Hochzeitfest begehen, das wir bloß um deinetwillen verschoben haben. Der Vorschlag ward mit Entzücken angenommen. Der ehrwürdige Benedetto sprach den Segen über die vier glücklichsten Wesen des Erdbodens, und nach einem Aufenthalte von acht himmlischen Tagen setzten sie ihre Reise nach Neapel fort. Omar kaufte sich ein herrliches Landgut, einige Meilen von der Stadt, wo er sich mit seinen Kindern niederließ. Auch Antonio's Wunsch, sich in ihrer Nachbarschaft anzusiedeln, ward erfüllt, und Ottavio und Benedetto theilten ihre Tage zwischen diesen beiden Residenzen der Freundschaft und der Tugend.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeffel, Gottlieb Konrad,

Prosaische Versuche

Bd.: 10. (1812). - [2] Bl., 196 S.

Tübingen 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.584-b(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721949-9